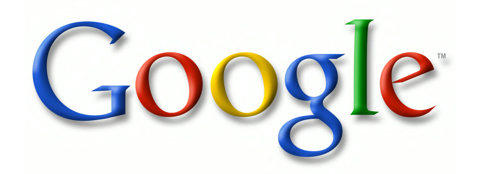
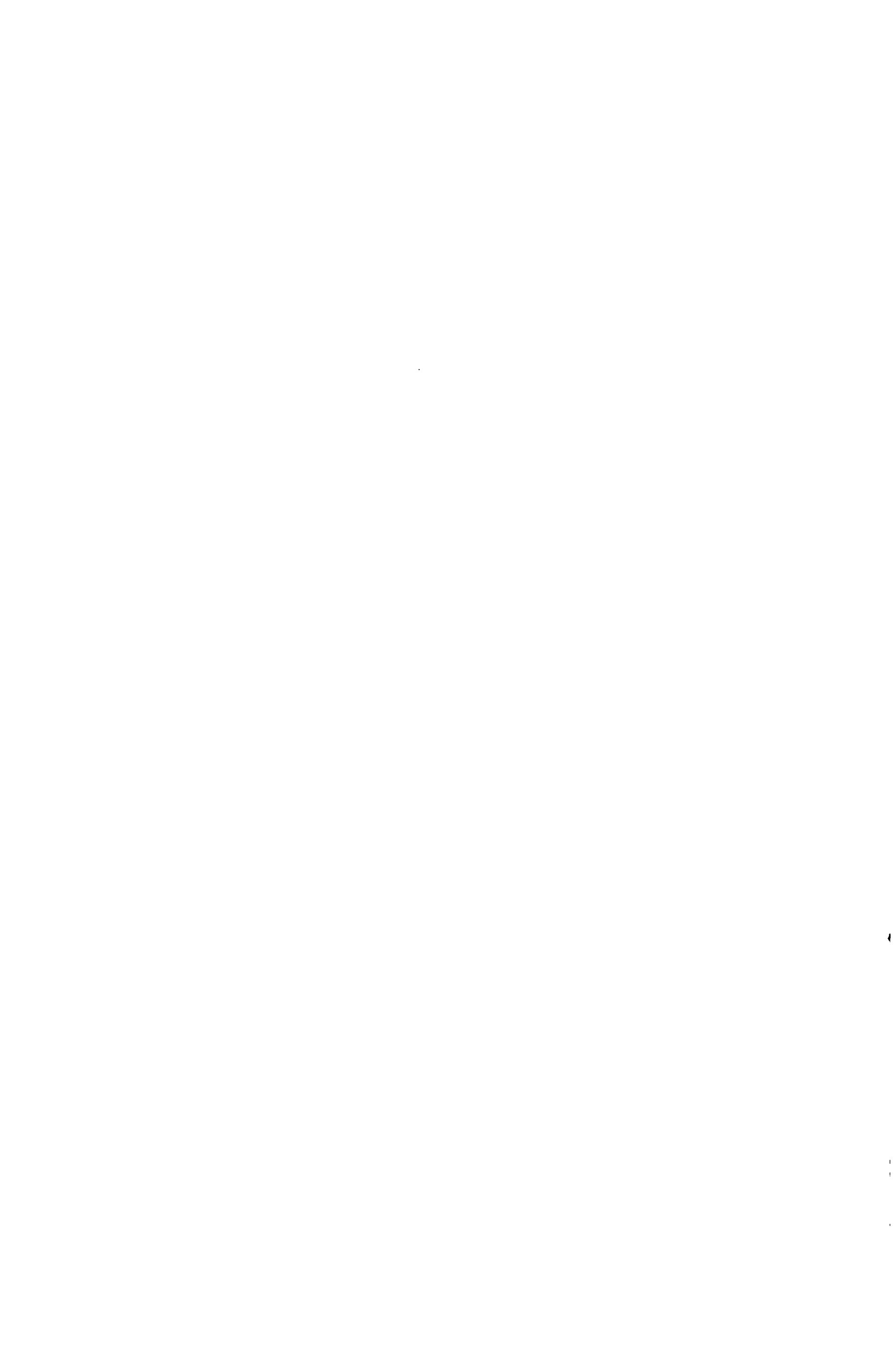










BERÜHMTE

KUNSTSTÄTTEN

BAND 42 ▪ RIGA UND REVAL



Blick auf St. Peter und die reformierte Kirche in Riga.




RIGA UND REVAL

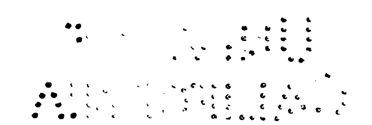
VON WILHELM NEUMANN

MIT 121 ABBILDUNGEN

LEIPZIG 1908

VERLAG VON E. A. SEEMANN



Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig



Abb. 1. Riga um 1650.

RIGA

RIGA dankt ſeinen Urſprung dem deutſchen Oſtſeehandel und hat ſeine größte Machtfülle als Mitglied des Hanſebundes geſehen. Ein vortreffliches Bild von dem Ausſehen Rigas als deutſche Hanſeſtadt bietet ein aus dem Jahre 1612 ſtammender, aus drei großen Folioblättern beſtehender Kupferſtich im Dommuſeum zu Riga. Er wurde in der Offizin des erſten Rigaſchen Buchdruckers Nikolas Molyn hergeſtellt und trägt die Überſchrift: „Vera delineatio celeberrimae civitatis Rigensis Livoniae metropolis“. Dieſer mit großer Sorgfalt hergeſtellte Stich, der urſprünglich aus vier Blättern beſtand, iſt heute ein Unikum. Wir ſehen die Stadt von der Dünaſeite, die hohe Umwallung und Palliſadierung längs des Fluſſes, hinter dieſer die alte Stadtmauer mit ihren Türmen, und über den Mauergürtel hinausragend die zackigen mittelalterlichen Giebel der Häuſer, die ſchlanken Türme

der Kirchen und des Rathauses. Vor dem Wall dehnt sich der Kai, gewöhnlich „die Kaje“ genannt, von Menschen wimmelnd. Im Norden der Stadt, durch einen Graben von ihr getrennt, erhebt sich die turmbewehrte Burg des Deutschen Ordens. In der Ferne, außerhalb der Umwallung breiten sich die Vororte aus; hinter dem Häusermeer erkennt man die Windmühlen der Stadt und hinter St. Johann die gefürchtete Richtstätte mit Galgen und Rad. Im Vordergrunde die Düna, bedeckt mit kleinen und großen Segelschiffen, mit Booten und Flößen. Auch ein Rigasches Kriegsschiff ankert im Strom. Und damit nichts dem Bilde fehle, hat der biedere Stecher auch das diesseitige Ufer dargestellt mit seinen kleinen zerstreut liegenden Häuschen und seinen von Pallisaden umschlossenen Gehöften, den „Höfchen“ im Volksmund, wo der begüterte Bürger im Sommer seine Erholung suchte. Auch den alten roten Wachtturm neben der Marienmühle hat er nicht vergessen. Daneben zeigt er uns die modische Tracht jener Tage in einer lustig daherschreitenden Gesellschaft von Damen und Herren aus den vornehmen Bürgerkreisen, die hier in üppiger spanischer Tracht prunkt. Ein Herr schlägt die Laute. Weiter sieht man Gruppen von Bürgern und Kaufherren, auch den lettischen Bauern neben der Bäuerin. — In den Wolken gruppiert sich eine große allegorische Gesellschaft um das Wappen des Königreichs Polen, dem Riga zu jener Zeit schon dreißig Jahre unterworfen war. Zwei geflügelte Genien halten die Krone über dem Wappen, zu dessen Seiten bedeutsam links Neptun, rechts Merkur stehen. Neptun deutet auf eine von links mit ihren Waren nahende Gruppe fremder Völkerschaften, Merkur hält einen straff gefüllten Geldbeutel den von rechts ihm mit ihren Waren entgegenkommenden Vertretern der heimischen Völkerschaften entgegen. Die Stärke zu Meer und zu Lande, weibliche Figuren auf Wolken thronend mit entsprechenden Attributen schließen sich zu beiden Seiten der Mittelgruppe an; dann folgt rechts das von Fahnen schwenkenden Putten umgaukelte Wappen von Riga, dem links wahrscheinlich das Wappen von Livland entsprochen hat, und schließlich in einer schwungvoll gezeichneten Umrahmung ein begeisterter lateinischer Hymnus auf die alte prächtige Hansestadt, verfaßt von dem damaligen Oberpastor der Domkirche Mag. Hermann Samson. Wahrlich, ein stolzes Städtebild!

Die Stadt hatte trotz der langwierigen Kriege, die dem Unter-

gange der livländiſchen Selbſtändigkeit vorausgingen und mit der Zerſtückelung des Landes ihr Ende fanden, wenn auch ſchwer gelitten, doch noch nicht ihre alte Bedeutung als reiche Handelsſtadt und als einſtiges wichtiges Mitglied im Kranze der Hanſaſtädte verloren; ſie hatte es ſogar möglich gemacht, ſich zwanzig Jahre lang gegen Polen, das ſich faſt ganz Livland unterworfen hatte, als deutſche freie Reichsſtadt zu behaupten, hatte aber ſchließlich doch, als auch die letzte Hoffnung auf deutſche Hilfe dahingeſchwunden war, nach langem Feilſchen um ihre Rechte und erworbenen Privilegien am 7. April 1581 dem Polenkönige Stephan Batory huldigen müſſen.

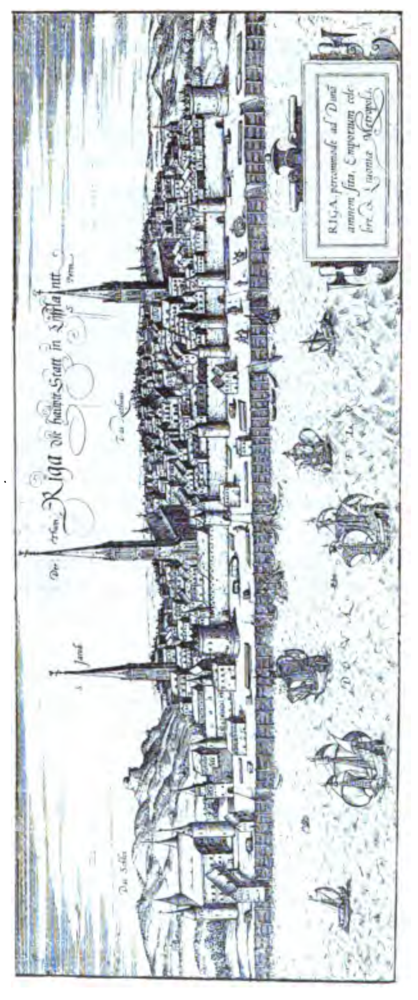


Abb. 2 Riga um 1570.

Nach furchtbaren Kämpfen gewann endlich Schweden, das ſeit 1562 ſchon Eſtland beſaß, auch den Hauptteil Livlands, und am 16. September 1621 hielt König Guſtav Adolf ſeinen Einzug in Riga. Das anfänglich milde ſchwediſche Regiment ſchien lindernden Balſam in die Wunden des zerſchlagenen Landes und der Stadt gießen zu wollen, aber die Kriege, die Guſtav Adolf um die Großmachtſtellung Schwedens führte, koſteten Geld, und Riga, das zur zweiten Hauptſtadt des ſchwediſchen Reichs erhoben worden

war, mußte diese Ehre mit Geld aufwägen, ebenso wie Reval, das sich in noch schlimmerer finanzieller Lage befand.

Auch der östliche Nachbar, der schon seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts die begehrlichen Blicke auf das wohlhabende Land gerichtet hielt, vorläufig aber noch in Schranken gehalten worden war, begann von neuem seine Beutezüge. Doch noch war seine Zeit nicht gekommen; noch konnten die Einfälle russischer Heere zurückgewiesen werden. Aber der Drang nach Westen, nach dem Besitz der Ostseeküsten blieb als eine der Hauptaufgaben in der Politik Rußlands bestehen. Erst Zar Peter, den die Geschichte den Großen nennt, hat diese Aufgabe gelöst, als er auf dem Schlachtfelde von Poltawa seinen gewaltigen Gegner, Karl XII. von Schweden, wiederwarf. Am 4. Juli 1710 kapitulierte Riga, das vom 14. bis 27. Juni ein furchtbares Bombardement ausgehalten und gegen 22000 Menschen durch den Tod verloren hatte. Am 10. Juli empfing der siegreiche russische Feldherr Scheremejew die goldenen Schlüssel der Stadt. (Abb. 3.)

Von den glanzvollen Tagen aus der Hansezeit zeugen nur noch die alten Kirchen, wenige alte Privatgebäude, spärliche Reste der ehemaligen Stadtbefestigung und die malerisch sich krümmenden Straßen der innern Stadt. Hier und da ein verträumter Winkel in der Nähe der vom Hauptverkehr unberührt gebliebenen Kirchen. An die Stelle der ehemaligen die Stadt umgürtenden Wälle sind freundliche Gartenanlagen getreten und an Stelle der alten hochgiebligen Kaufmannshäuser erheben sich mit jedem Jahre mehr dem modernen Bedürfnis und Geschmack entsprechende Bauten.

∴ ∴ ∴

Deutsche Kauffahrer hatten in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Weg in die Düna gefunden, hatten mit den an den Ufern des Stromes ansässigen Liven Handelsbeziehungen angeknüpft und diese weiter gepflegt. Dem Handel folgte die Christianisierung. Den Kauffahrern hatte sich 1184 ein betagter Augustinermönch aus dem holsteinischen Kloster Seegeberg, Meinhard mit Namen, angeschlossen, um den heidnischen Liven das Evangelium zu predigen. Seine bescheidenen Erfolge wurden ihm vom Erzbischof Hartwig von Bremen mit der Erhebung zum Bischof von Livland vergolten, und vor allem wohl aus dem Grunde, um dem Erzbistum Bremen die Metropolitan-



Abb. 3. A. v. Kotzebue. Die Huldigung Rigas am 10. Juli 1710.

gewalt über das Livenland zu sichern. Nach zwölfjähriger unermüdlicher Tätigkeit starb Meinhard und fand sein Grab in der kleinen von ihm erbauten Kirche zu Ykeskola, dem heutigen Üxküll, 20 km stromaufwärts von Riga. Sein Nachfolger, der ehemalige Abt des Klosters Loccum, Berthold, gelangte nicht in den Besitz seines Bistums; er fiel im Kampf mit den dem Glauben abtrünnig gewordenen Liven und an seiner Stelle ernannte Erzbischof Hartwig II. von Bremen seinen Schwestersohn, den Bremer Domherrn Albert, einen weltklugen Staatsmann, in dem Livland den Begründer seines Staatswesens und seiner Hauptstadt Riga verehrt*).

Albert trat mit anderen Machtmitteln auf als seine Vorgänger, weil sein Augenmerk von vornherein auf die Errichtung eines festgefügten Staatswesens abzielte, in dem die bekehrten Liven erst in zweiter Linie zählten. Deshalb konnte ihm auch der kleine Bischofssitz in Ykeskola nicht genügen, ganz abgesehen von der Vorschrift des kanonischen Rechts, wonach Bischöfe ihre Residenz nur in volkreichen Ortschaften haben sollen. Die Gründung einer Stadt, die dem Kaufmanne einen guten Hafen und einen sicheren Stapelplatz für seine Waren bot, die ihm die Möglichkeit gewährte, unter ihrem Schutz seinen Handel weiter ins Land auszudehnen, die als wohlbefestigter Platz den Mittelpunkt kriegerischer Unternehmungen zur Eroberung weiterer Landteile bilden konnte, sie gehörte zu Alberts ersten Unternehmungen, nachdem neue Verträge mit den Liven geschlossen worden waren.

Etwa vier Kilometer von der Mündung der Düna ins Meer, auf einer Ebene am Fuße einer mäßigen, jetzt verschwundenen Anhöhe, da wo ein kleines, in die Düna sich ergießendes Flüßchen, der Rigebach, die Anlage eines Hafens verstattete, fand Albert den geeigneten Platz zur Anlage seiner bischöflichen Residenz, der „stat tho der Ryge“.

Unter der Beihilfe der Kreuzfahrer und Pilgrimme, mit deren Hilfe Albert im Lande wieder festen Fuß gefaßt hatte, begann im Frühling 1201 der Bau der Stadt. Und während man am Dünagestade fleißig mit der Aufführung der notwendigsten Bauten be-

*) Über das Leben dieses bedeutenden Mannes und seine umfassende Tätigkeit sind wir gut unterrichtet durch einen seiner Zeitgenossen, den Priester Heinrich, von Lettland zubenannt, dessen Chronik zugleich die vorzügliche Quelle für die livländische Geschichte bis zum Jahre 1227 ist.

schäftigt war, warb des Bischofs Bruder Engelbert, ein Ordensgeistlicher aus Neumünster in Holstein, die ersten Bürger für die neue Stadt in den norddeutschen Gebieten an.

Im Frühling des nächsten Jahres landete er mit ihnen in Livland, und zusehends wuchs von nun ab der Strom der deutschen Einwanderer, angezogen durch die geschäftlichen Vorteile, die Albert durch die Gewährung verschiedener Privilegien in bezug auf Zoll, Münze und Gerichtsbarkeit den Handeltreibenden und Handwerkern zu bieten wußte. Schon nach einem Jahrzehnt machte sich das Bedürfnis nach Wohnplätzen außerhalb der Stadtmauern geltend, obgleich es an Angriffen feindlich gesinnter nachbarlicher Völkerschaften auf die Stadt nicht gefehlt hatte. Im Jahre 1225 erhob der deutsche König Heinrich Albert zum deutschen Reichsfürsten, und seit dem Frühling 1226 besaß Riga Bürgermeister und Rat.

Alberts Stadtplan nutzte die durch die Wasserflüsse gegebene Lage in glücklichster Weise aus. Im Nordosten und Südosten bildete der Rigebach, im Südwesten der mächtige Dünastrom die natürliche Grenze und den Wasserschutz der Stadt. Im Nordwesten wurde der Wasserschutz durch die Aushebung eines Wallgrabens erreicht, der aus heute nicht mehr mit Sicherheit feststellbaren Ursachen in gekrümmter Linie vom Rigebache, dem Zuge der heutigen Pferdestraße, und der Rosenstraße folgend, dann etwa in der Mitte des Häuserblocks zwischen der gr. Neustraße und der gr. Jungfernstraße zur Düna hinlief. Ziemlich im Mittelpunkt dieses von Wasserläufen umzogenen verhältnismäßig kleinen Platzes ordnete Albert den Bau der Pfarrkirche an, die er dem heil. Petrus weihte, und östlich daran, in der Nähe der Stadtmauer, etwa auf dem Grunde der heutigen St. Johanniskirche, wurden der bischöfliche Dom, die Wohnungen des Domkapitels und die bischöfliche Pfalz erbaut, alle natürlich vorläufig aus Holz. Die Ausführung in Stein mußte kommenden Zeiten vorbehalten bleiben. Nur die Stadtmauer wurde, wie auch Alberts Geschichtsschreiber ausdrücklich hervorhebt, sogleich aus Stein gebaut, jedoch vorläufig nur zu mäßiger Höhe aufgeführt, um den notwendigsten Schutz zu gewähren. In den Jahren 1207 und 1209 wird von Erhöhungen der Stadtmauer gesprochen.

Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus dem alten Stadtplan ablesen, wie die ersten Bewohner sich um die Pfarrkirche ansie-

delten und wie allmählich drei einander nahezu parallel laufende Hauptstraßen entstanden, die als Verbindungen zwischen der Düna und dem Bischofshof die neue Ansiedlung durchschnitten, die platea divitum oder Rikenstrate (Reichenstraße), jetzt bezeichnenderweise „Sünderstraße" genannt, die platea porcorum oder Swynestrate, d. i. Schweinestraße, die sich in Schwimmstraße verfeinert hat, und die platea marschalci, die jetzige Marstallstraße. Nach Südosten ist die Besiedlung erst später vorgedrungen, denn hier lag bei Gründung der Stadt noch ein Ellernbruch, in dem viele Biber ihr Wesen getrieben haben müssen. Das „Ellernbrok" wird in älteren Stadtbüchern mehrfach genannt, auch trug ein in der Nähe belegener Turm der Stadtbefestigung den Namen „Ellerbrokturm". Für den Aufenthalt von Bibern in diesem Bruch spricht die heutige Weberstraße, die einst durch den Bruch führte und im Laufe der Zeit aus einer platea castorum oder Bewerstrate, d. i. Biberstraße zur Weberstraße geworden ist.

Die weitere Ausdehnung der Besiedlung hat ziemlich konzentrisch um die Westecke des St. Jürgenshofes, der Niederlassung der Brüder des Schwertordens, des heutigen Konvents zum heil. Geist, stattgefunden. Die kleine Münzstraße und die Kaufstraße, radial durchschnitten von der zum Markt führenden platea cementi oder Kalkstraße, die auch nordwärts ins Land führte, und der platea sutorum oder Schohstrate, jetzt Scheunenstraße, die als Fortsetzung der platea marcellorum, der Scharrenstraße vom Bischofs- und St. Jürgenshof her die Verbindung mit der nordwestlich von der Stadt allmählich entstehenden villa extra muros vermittelte, lassen sich als die nächsten Straßenzüge erkennen. Erst zuletzt scheint das Westviertel, wo heute das Rathaus und der Markt sich befinden, besiedelt zu sein. Das erste Rathaus stand noch in der Kaufstraße, und das erste Gildenhaus der Kaufleute wurde in der Nordecke des Stadtgebiets erbaut.

In der Fastenzeit des Jahres 1215 zerstörte ein in der Nacht ausgebrochener Brand einen Teil der Stadt und den Dom. Es brannte, wie der Chronist Heinrich von Lettland schreibt, „der erste Teil der Stadt, nämlich der zuerst erbaut und zuerst mit einer Mauer umfangen war, von der Kirche der heil. Maria, die mit ihren großen Glocken verbrannte, bis an den Hof des Bischofs mit den anliegenden Häusern, bis zur Kirche der Brüder der Ritterschaft". Der etwas unklare Bericht läßt sich nur dahin deuten,



Abb. 4. Ansicht des Sandturmes von der Turmstraße her. (Nach einer Aufnahme des Architekten E. Kupffer.)

daß etwa der südöstliche Teil der Stadt mit dem Dom dem Feuer zum Opfer gefallen sei.

Die Feuersbrunst wurde Anlaß, die villa extra muros (auch als suburbium civitatis bezeichnet), die zum größten Teil von Liven bewohnt war, ebenfalls zu befestigen und als Neustadt mit dem älteren Stadtteil zu vereinigen. Auch hier läßt sich an den Straßenzügen die Entwicklung des Stadtplanes leicht erkennen. Die über den Wallgraben verlängerte Schohstrate (jetzt Scheunenstraße) führte zum kleinen Kohlenmarkt, von dem drei Hauptstraßen abzweigten. Die Reder-(Ritter-), jetzt Schloßstraße, führte zu dem im Nordwestwinkel der Stadtbefestigung belegenen Heil. Geisthospital, die nach Norden führende große Jakobsstraße wurde bestimmt durch die Lage der wahrscheinlich schon im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts als zweite Pfarrkirche gegründete St. Jakobikirche, und die platea arene, die Sandstraße, verband das an der Nordwestecke der Befestigung belegene Sandtor mit dem Kohlenmarkt. Der Stadtteil zwischen Sandstraße und Pferdestraße war vermutlich die erste Ansiedlung der Liven, derer schon früh Erwähnung geschieht.

Den zur Düna gelegenen, nördlich von der Schloßstraße begrenzten Platz außerhalb der ersten Stadtmauer hatte Bischof Albert für den Bau des Domes und für die bischöfliche Residenz ausersehen. Bereits im Jahre 1211 war er feierlich dazu geweiht worden. An die Stelle des Hospitals zum Heil. Geist trat im Jahre 1330 das Schloß des Deutschen Ordens mit seinen Befestigungen und Gräben, wodurch ein großes Dreieck vom Stadtgebiet abgetrennt wurde.

Wie das Straßennetz sich in der ersten Hälfte des 13. Jahr-

hunderts entwickelte, besteht es im wesentlichen heute noch. Auf die reizvollen Straßenbilder, die durch die zwanglosen Krümmungen der Straßen hervorgerufen werden, denen da und dort ein stattliches Gebäude, oder ein mächtig aufstrebender Kirchenbau als malerischer Abschluß dient, ist schon oft hingewiesen worden, doch immer noch nicht genug, denn die Regulierungswut bringt manchen malerischen Teil zu Fall, um ihn in den meisten Fällen durch weniger Malerisches, aber angeblich vom Bedürfnis Geforderten zu ersetzen.



Abb. 5. Der ehemalige Wachtturm.

Von der ehemaligen Stadtmauer und ihren im Laufe der Zeit entstandenen Türmen zeugen nur noch spärliche Reste, die zum größten Teil auch noch in die Wohnhäuser, die sich an sie lehnen, verbaut sind. Nur ein einziger Turm, der alte Sandturm, gewöhnlich der „Pulverturm" genannt, ist völlig erhalten. Aber keine Karthaunen strecken mehr die drohenden Schlünde aus seinen Stückpforten, dagegen hallen seine Mauern heute von fröhlichem Studentenleben wieder. Er ist zum Konventsquartier der Korporation Rubonia geworden, die das Innere namentlich durch künstlerischen Schmuck in anziehender Weise bereichert hat.

Wie der alte Befestigungsgürtel einst aussah, veranschaulichen eine stattliche Anzahl alter Pläne und Ansichten der Stadt, deren älteste sich in der 1550 zuerst erschienenen Münsterschen Kosmographie erhalten hat.

Vor die alte turmbewährte Mauer, die manchem Feinde getrotzt hatte, traten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Wälle, Ravelins und Bastionen des neuen Befestigungssystems, die nach mannigfachen Umgestaltungen im Jahre 1857 abgetragen wurden, um die jüngste Ära der Stadtentwicklung einzuleiten.

⁘ ⁘ ⁘

Schon nach dem Ablauf des erſten Jahrzehnts hatten ſich die Macht und das Anſehen des biſchöflichen Regiments ſo gefeſtigt, daß Albert daran denken konnte, dieſen Erfolgen durch den Bau einer prächtigen Kathedrale auch ein äußeres Zeichen zu verleihen. Die innere Stadt war damals ſchon ſo eng bebaut, daß ein außerhalb der Ringmauern belegener Platz für das Unternehmen erkoren werden mußte. Das Fehlen irgend welcher Anklänge an die Kirchenbauten Bremens am Rigaer Dom läßt vermuten, daß Albert keinen direkten Einfluß auf die Geſtaltung des Kirchenplanes ausgeübt hat, die Planung vielleicht ſeinem Freunde, dem Biſchof Philipp von Ratzeburg, überließ, der mehrfach als Alberts Stellvertreter, während deſſen diplomatiſchen Reiſen in Deutſchland — er hat deren dreizehn von Livland aus unternommen — tätig war. Der Dom zu Ratzeburg, eine dem ſächſiſch-romaniſchen Kirchenbau angehörende Baſilika, die ihr Vorbild im Braunſchweiger Dom gefunden hatte, ſcheint wiederum das Vorbild für den Rigaer Dom abgegeben zu haben, und die mancherlei Eigentümlichkeiten in der Bildung des architektoniſchen Details laſſen den Einfluß eines aus der Kirchenbauſchule der Ciſterzienſer hervorgegangenen Baumeiſters vermuten. Im Jahre 1205 hatte Biſchof Albert Ciſterzienſermönche ins Land gerufen und ihnen zu Dünamünde, nahe der Mündung der Düna ins Meer, ein Kloſter erbaut. Daß von dieſen „Pionieren der Wildnis“ einer als Baumeiſter am Dom tätig geweſen ſei, iſt höchſt wahrſcheinlich.

Der Dom war als Quaderbau geplant und die kalkſteinhaltigen Dünaufer, namentlich in der Gegend von Kokenhuſen und Stockmannshof lieferten das Baumaterial. Der Brand vom Jahre 1215 aber, der den alten Dom in Aſche legte, mag, um mit dem Dombau ſchneller fortſchreiten zu können, Veranlaſſung zu einer Änderung der Bauweiſe geweſen ſein, denn nur die untern Partien der Kirche, teils höher, teils niedriger, ſind aus Kalkſtein aufgeführt und dann in ziemlich rückſichtsloſer Weiſe als Ziegelbau fortgeſetzt. So ſind beiſpielsweiſe die Arkadenpfeiler zum Teil in halber Höhe aus Hauſteinen aufgeführt, der obere Teil aber iſt aus Ziegeln hergeſtellt und wieder mit einem Hauſteingeſims abgeſchloſſen. Am auffälligſten iſt dieſer plötzliche Umſchwung in einzelnen Räumen des anſtoßenden Kloſters, wo auf die aus Hauſtein hergeſtellten Gewölbkonſolen mit ihren fein profilierten Bogenanfängen aus Ziegeln gemauerte und mit Kalkputz über-



Abb. 6. Der Dom von Nordost.

zogene einfach profilierte Gurt- und Rippenbogen aufsetzen. Die überall erfolgte Verputzung der innern Wandflächen hat diese Zustände meistens verdeckt. Am Äußern half man sich durch Ver-



Abb. 7. Der östliche Kreuzgang des Domklosters.

blendung und ließ nur den Sockel in seiner ursprünglichen Ausführung bestehen, auch führte man einzelne Teile, wie Eckeinfassungen, kleine Kapitelle und Konsolen, sowie das prächtige Nordportal noch aus Haustein aus.

Doch nicht das Baumaterial allein wurde gewechselt, auch der ursprüngliche Bauplan erlitt eine Abänderung und wahrscheinlich infolge eines Wechsels in der Bauleitung. An die Stelle des sächsisch-romanischen Kirchentypus, der im Chor und Querschiff vollständig durchgeführt ist, trat beim Ausbau des Langhauses das System der westfälischen Hallenkirchen mit drei Schiffen von verschiedener Breite.

Ein Blick auf den Grundriß des an den Dom grenzenden Klosters läßt erkennen, daß dessen Ost- und Südflügel, sowie ein Teil vom Westflügel schon im Bau weit vorgeschritten waren, als die Änderung des Langhausplanes unternommen wurde. Der westliche Kreuzgang mußte eine Einknickung nach Osten erhalten, um ihn auf das westliche Joch des Langhauses münden zu lassen. Nach dem ersten Projekt, das sich leicht ergänzen läßt, wäre diese Einknickung nicht nötig gewesen.



Abb. 8. Von den Arkaden des Kreuzgangs.

Daß ein Meister aus einer mitteldeutschen Cisterzienserbauschule anfänglich am Dom tätig war, erkennt man nicht nur an der dekorativen Behandlung der Gewölbkonsolen und an den Kapitellformen — besonders im Kreuzgang des Klosters — sondern auch an den Resten der steinernen Bogen- und Rippenprofilierungen, vor allem aber an der Gestaltung der Arkadenpfeiler des Langhauses. Diese haben einen kreuzförmigen Querschnitt und sind im obern Drittel der Kreuzesecken mit runden Diensten versehen, die sich auf Konsolen setzen und mit zierlichen Kapitellen abschließen. Auf die Cisterzienserbauweise deuten ferner auch die paarweise angeordneten Fenster, die sich im Querschiff und auf der Nordseite des westlichen Langhausjochs erhalten haben.

Offenbar aber hat seit der Änderung des Bauplanes ein in der Schule der norddeutschen Ziegelbauweise erzogener Meister den früheren abgelöst, wobei er manches aus dem Bauplan seines Vorgängers wohl oder übel herübergenommen haben wird.

Das Äußere der ältesten Teile zeichnet sich durch eine gute Ausführung, im allgemeinen aber durch Einfachheit der architektonischen Durchbildung aus. Nur an der Chorapsis treten zwischen den Fenstern zierliche Dreiviertelsäulen zur Belebung der Massen vor, die mit gut stilisierten Kapitellen abschließen. An einem dieser Kapitelle hat der Meister Steinmetz das Brustbild eines Liven gemeißelt. Friese von Rundbogen, deren Enden auf kleine Konsolen gestellt sind, oder das ebenso beliebte Motiv der sich überschneidenden Halbkreisbogen mit geputztem Hintergrund ziehen sich unter den Traufgesimsen hin und am Nordgiebel des Querschiffs fällt ein zierliches Stab- und Bogenwerk angenehm auf.

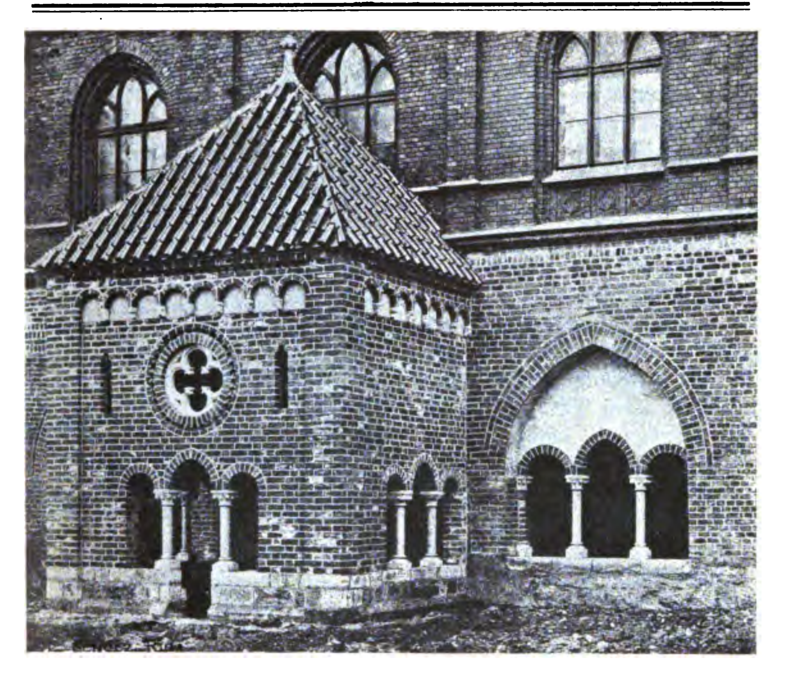


Abb. 9. Das Tonsorium am Kreuzgang des Domklosters.

Überhaupt ist dem Äußern trotz aller Einfachheit ein imposantes würdevolles Aussehen eigen.

Besonders reizvoll erscheinen die Kreuzgänge und der erhaltene Kapitelsaal des Klosters. Die Kreuzgänge sind sehr weiträumig und öffnen sich mit durch Säulen in drei Felder geteilten Arkaden zum Klosterhof, der jetzt in einen schmuckvollen Garten umgewandelt ist. Interessant sind die Konsolen, von denen sich die Gurten und Rippen der Kreuzgewölbe erheben, durch die Mannigfaltigkeit und die vorzügliche Ausführung ihrer Ornamentation.

Der zweischiffige Kapitelsaal ist von sechs Kreuzgewölben überspannt, die sich in der Mitte des Gemachs auf zwei Bündelsäulen stützen. Seit dem Übergange der bischöflichen Domkirche in den Besitz der Stadt — durch eine Schenkungsurkunde des Königs Stephan Batory vom Jahre 1582 — war ein Teil der Klosterräumlichkeiten zu profanen Zwecken benutzt, ein anderer Teil im

Laufe der Zeit umgebaut worden. Der alte Kapitelſaal diente lange als Weinniederlage und zu ſeinem Glück, denn ſo blieb er, geringe Beſchädigungen abgerechnet, erhalten und unter der Tünche wurden ſogar die ehemaligen mittelalterlichen Bemalungen wiedergefunden, die bei der Reſtaurierung hergeſtellt werden konnten. Auch an den Kreuzganggewölben wurde die aus den drei Farben: Weiß, Schwarz und rotem Ocker mannigfach geſtimmte mittelalterliche Bemalung wieder aufgefunden und erneuert.



Abb. 10. Die Bündelſäulen im Kapitelſaal des Domkloſters.

Einen vorläufigen Abſchluß fanden die Arbeiten am Dombau mit dem am 17. Januar 1229 erfolgten Tode des Biſchofs Albert. Die Weſtpartie mit den Türmen war unvollendet geblieben. Die um die Nachfolge Alberts entſtandenen Streitfragen ließen den Dombau zunächſt in den Hintergrund treten. Selbſt für die Erhaltung des Vorhandenen geſchah wegen Mangels an Mitteln wenig, ſo daß Alberts Nachfolger, Biſchof Nikolaus, ſich im Jahre 1251 genötigt ſah, beim Papſte Innocenz IV. Klage über den baufälligen Zuſtand ſeiner Kathedrale zu führen. Eine päpſtliche Bulle, die den zum Dombau Steuernden einen vierzigtägigen Ablaß verhieß, machte die Baugelder wieder reichlicher fließen und die Aufführung des Weſtbaues, der eine großartige Halle darſtellte, mit einem über dem mittelſten Raum, der dem heil. Georg geweihten Kapelle, ſich erhebenden Turm, wurde nun in Angriff genommen.

Die Vollendung hat aber auch Biſchof Nikolaus nicht erlebt; er ſtarb zu Anfang des Jahres 1253. Erſt unter ſeinem Nachfolger, der zugleich der erſte Erzbiſchof von Riga war, Albert Suerbeer, wird der Bau vollendet worden ſein.

Gegen die großartigen gotiſchen Kirchenbauten, wie ſie all-



Abb. 11. Der Dom von Südweſt.

mählich immer mehr in den Hanſeſtädten an der Oſtſee entſtanden, vor allem gegen die mächtige Marienkirche in Lübeck, mußte die Kathedrale des Rigaſchen Erzbistums nur als ein beſcheidenes Bauwerk erſcheinen, und als die Rigaſche Bürgerſchaft zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Neubau ihrer Pfarrkirche nach jenen impoſanten Vorbildern unternahm, wird ſich auch in den erzbiſchöflichen Kreiſen der Wunſch nach einem entſprechenden Ausbau der Domkirche geregt haben. — Die Zeit läßt ſich nicht genau angeben, jedenfalls aber iſt in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Höherführung des Mittelſchiffs und die dadurch bedingte Höherführung des Turmes um zwei Geſchoſſe unternommen worden. Auch iſt ſehr wahrſcheinlich, daß um dieſe Zeit die Seitenkapellen am Langſchiff entſtanden, mit Ausnahme von je einer auf der Süd- und Nordſeite, die eine ältere Anlage verraten.

Wenn die Geſamtwirkung des Innern durch die Höherführung des Mittelſchiffs auch gewonnen haben mochte, ſo läßt die künſtleriſche Ausbildung doch viel zu wünſchen übrig. Runde, mit den mächtigen Arkadenpfeilern außer jeder organiſchen Verbindung ſtehende Dienſte mit nachläſſig gebildeten Kapitellen als Gewölbſtützen, Radfenſter in den Schildbogen der Gewölbe deuten auf den Mangel eines künſtleriſch gut geſchulten Baumeiſters.

Am ſchwerſten litt unter dieſer Umgeſtaltung die großartige Weſthalle, deren hohe Bogenöffnungen und Wandniſchen mit den ſchönen Fenſtern — nur zwei ſind in der urſprünglichen Anlage erhalten — vermauert werden mußten, um genügende Tragfähigkeit für die beiden neuen Turmgeſchoſſe und den hohen Turmhelm zu bieten. Auch die Wendeltreppen in der Weſtwand des Turmes und die Verbindungsgänge zwiſchen ihnen und den Wendeltreppen in den Ecken des Langhauſes mußten zum Teil vermauert werden.

Der dem Holzſchnitt in Sebaſtian Münſters Kosmographie nachgebildete Kupferſtich (Abb. 2) zeigt den ſchlanken achteckigen Turmhelm über vier Giebeln aufſteigend. Der Ausbau der Kapellen auf den Langhausſeiten, die mit je zwei hohen Spitzbogenfenſtern ausgeſtattet ſind, verwiſchte das alte ſpätromaniſche Faſſadenſyſtem vollſtändig. Nur der Chor und das Querhaus blieben vom Umbau verſchont.

Die ferneren Schickſale der Domkirche mögen hier noch in Kürze erwähnt werden. Im Jahre 1547 — man arbeitete noch an

der Eindeckung der Dächer des Schiffs und des Turmes mit Kupfer — legte am Sonntag vor Pfingsten eine Feuersbrunst, die in der Nähe des Ordensschlosses zum Ausbruch kam und durch heftigen Nordwestwind angefacht die Häuser an der Schloßstraße und ihre Umgebung bis an die Düna vernichtete, auch den Dom in Asche. Fast ein halbes Jahrhundert verging, bevor die letzten Spuren des Brandes wieder getilgt waren. Am 16. Oktober 1595 wurden mit der Aufsetzung des Turmknopfes und des kupfernen Hahnes die Arbeiten abgeschlossen. An die Stelle der ehemaligen hohen Pyramide war dem geänderten Kunstgeschmack der Zeit entsprechend eine bauchige Kuppel getreten, aus der sich über einer luftigen Rotunde eine schlanke Spitze herausschob. Eintretende Baufälligkeit veranlaßte im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts den Rat die Spitze abtragen und durch die jetzige Haube ersetzen zu lassen.

Und auf welche politischen Wechsel hatte inzwischen die alte Turmruine herabsehen müssen! — Der kraftvollen Regierung Wolters von Plettenberg, des bedeutendsten Ordensmeisters, den Livland gehabt hat, war es immer wieder gelungen, den östlichen Nachbar, dessen Sinnen und Trachten auf den Besitz der Ordenslande ging, in Schach zu halten und dem Lande durch kürzer oder länger terminierte Waffenstillstände den Frieden zu erhalten. Seine Nachfolger wurden zu immer größeren Zugeständnissen gezwungen. Der Handel Rigas litt und die Bedeutung der Hanse sank, weil durch die Entdeckung neuer Weltteile andere Länder sich des Weltverkehrs bemächtigten. In blutigen Kämpfen rangen Rußland, Polen und Schweden um den Besitz des reichen Ordenslandes, bis im Jahre 1561 dessen Widerstandskraft gebrochen war. Am 5. März 1562 entsagte im Ordensschlosse zu Riga der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler seiner Würde, um dafür aus der Hand Polens die Herzogskrone von Kurland als Lehn zu empfangen. Livland fiel an Polen, Estland an Schweden, das Stift Dorpat, Narva und ein Teil von Wierland gerieten unter russische Botmäßigkeit und die Insel Ösel wurde von Dänemark besetzt. Riga allein blieb deutsch, deutsche freie Reichsstadt, umwogt von den fortgesetzten Kämpfen zwischen Polen und Russen, die 1582 endlich mit dem Siege Polens endeten. Am 12. März 1582 mußte auch Riga dem polnischen Könige seine Tore öffnen.

Und noch ein blutiges Drama sollte sich in dieser Zeit zu den



Abb. 12. Mittelalterliche Wandmalereien in der Nordvorhalle des Doms.
Nach Aufnahme des Architekten W. v. Stryk.



Abb. 13. Mittelalterliche Wandmalereien in der Nordvorhalle des Doms.
Nach Aufnahme des Architekten W. v. Stryk.

Füßen des alten Turms abspielen: der sogenannte Kalenderstreit. Auf Befehl des Königs sollte an Stelle des bisher gebräuchlichen Julianischen der Gregorianische Kalender eingeführt werden. Der Rat erklärte sich zwar bereit dazu, die Stadtgemeinde jedoch sah darin eine weitere Vergewaltigung ihres evangelischen Bekenntnisses, nachdem bereits die St. Jakobikirche den Jesuiten hatte eingeräumt werden müssen, und widersetzte sich dem Befehl, aufgestachelt durch einen Notarius Martin Giese, der mit seinem Anhang unter dem Vorwande des Kalenderstreits Änderungen der städtischen Verfassung durchzusetzen beabsichtigte. Er wußte den Haß des Pöbels besonders gegen die Ratsherren Tastius und Welling zu richten, die der Abtretung der St. Jakobikirche an die Jesuiten und nun auch der Einführung des neuen Kalenders beschuldigt wurden. Ein überhastetes Gerichtsverfahren verurteilte die peinlich Befragten zum Tode und ihre Hinrichtung erfolgte am 27. Juni und 1. Juli 1586 auf dem Markte. — Doch auch Giese und seinen Genossen Hans zum Brinken ereilte das Schicksal. Als das durch sie aufgereizte Volk sich der Huldigung des Königs Sigismund III. Wasa zu widersetzen suchte, wurden sie schließlich ergriffen und von einer polnischen Kommission zum Tode verurteilt.

Von der mittelalterlichen Ausschmückung des Domes mit Wandmalereien zeugen heute nur noch die bei den jüngsten Restaurierungsarbeiten aufgedeckten Bilder an den drei Schildbögen der Halle vor dem Nordportal. Im mittelsten Bogenfelde eine Krönung Mariä durch Christum; links davon ein Stammbaum Christi, der mit geschickter Ausnutzung des baulichen Zustandes auf die Lisene der Außenmauer der Kirche gemalt ist; daneben die Figuren der Propheten Daniel und Jesaias, als alttestamentliche Vorverkündiger des Messias (Abb. 12 u. 13). Auf dem Bogenfelde rechts vom Mittelbilde zeigten sich die Spuren einer Verkündigung Mariä und ein Wappen, wahrscheinlich das des Stifters der Gemälde.

Die Bilderstürmer der Reformationszeit hatten mit der damaligen reichen Ausstattung des Domes an Altären, Heiligenschreinen, Bildern und anderen Kunstwerken gründlich aufgeräumt; den Rest fraß der verheerende Brand. Was der Dom an Kunstschätzen noch aufzuweisen hat, gehört, einige Grabsteine abgerechnet, dem 17. und 18. Jahrhundert an. Unter den Grabsteinen sind bemerkenswert der des ersten Bischofs von Livland Meinhard,



Abb. 14. Die Kanzel im Dom.

dessen Gebeine vermutlich im 15. Jahrhundert aus Üxküll in den Dom übergeführt und im Chor in einem Wandgrabe beigesetzt wurden, und der des letzten Erzbischofs von Riga, des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, der am 4. Februar 1563 starb. Der Grabstein des Hohenzollern ist leider aus sehr porösem Kalkstein hergestellt worden und durch die allmählich eingetretene Verwitterung die Figur des Kirchenfürsten nur noch in den Umrissen zu erkennen. Das Wandgrab Meinhards umgab eine in Stein gehauene Umrahmung in den Formen der Spätgotik, die während einer „Säuberung" der Kirche zu Ende des 18. Jahrhunderts als „störend" weggehauen wurde und nur in der Zeichnung eines für die alte Kunst in Riga begeisterten Mannes, des Gymnasiallehrers Joh. Chr. Brotze, der Nachwelt überliefert ist. Nach dieser Zeichnung ist sie 1898 wiederhergestellt worden. Der „Säuberung" fielen auch die Gewölbmalereien zum Opfer, die 1689 von dem Rigaschen Maler Cordt Meyer (gestorben 1702) ausgeführt worden waren, darunter das Jüngste Gericht an den Gewölben des Chors.

Während des napoleonischen Feldzuges in Rußland hatten der Dom und die St. Johanniskirche als Kornmagazine dienen müssen. Die darauf folgende Reparatur hat dann das Letzte getan, um durch Einbauten von Emporen, Ausweißung und Verbesserungen in moderner Gotik den alten Bischofsdom zu entstellen. Mit geradezu fanatischem Eifer wurde gotisiert, wie beispielsweise an der Kanzel, einem Meisterwerk der Holzschnitzerei, das 1641 von dem Rigaschen Ratsherrn Dr. jur. Ludwig Hintelmann gestiftet wurde, an der die muschelförmig gestalteten Abschlüsse der Nischen am Kanzelrumpfe, in denen die Figuren der Evangelisten und Apostel stehen, mühsam mit gotischen Dreipässen überkleistert sind (Abb. 14).

Von älteren Steinepitaphen haben sich nur das durch seine kunstvolle Ausführung hervortretende des Rittmeisters Caspar v. Tiesenhausen und seiner Gemahlin Maria v. Effern vom Jahre 1611 erhalten und eine Votivtafel in Form eines Epitaphs, die 1604 von der kleinen Gilde (der Handwerkergilde) gestiftet wurde.

Den Einfluß Danziger Kunst verraten die ältesten Teile des schön geschnitzten Orgelprospekts, der im Jahre 1601 von dem Orgelbaumeister Jacob Raab hergestellt wurde. Bei einem Umbau der Orgel im 18. Jahrhundert wurden die Seitenteile im Kunstcharakter dieser Zeit ergänzt. Die Domorgel gehört zu den großartigsten Werken dieser Art. Sie ist in den Jahren 1883 und 1884

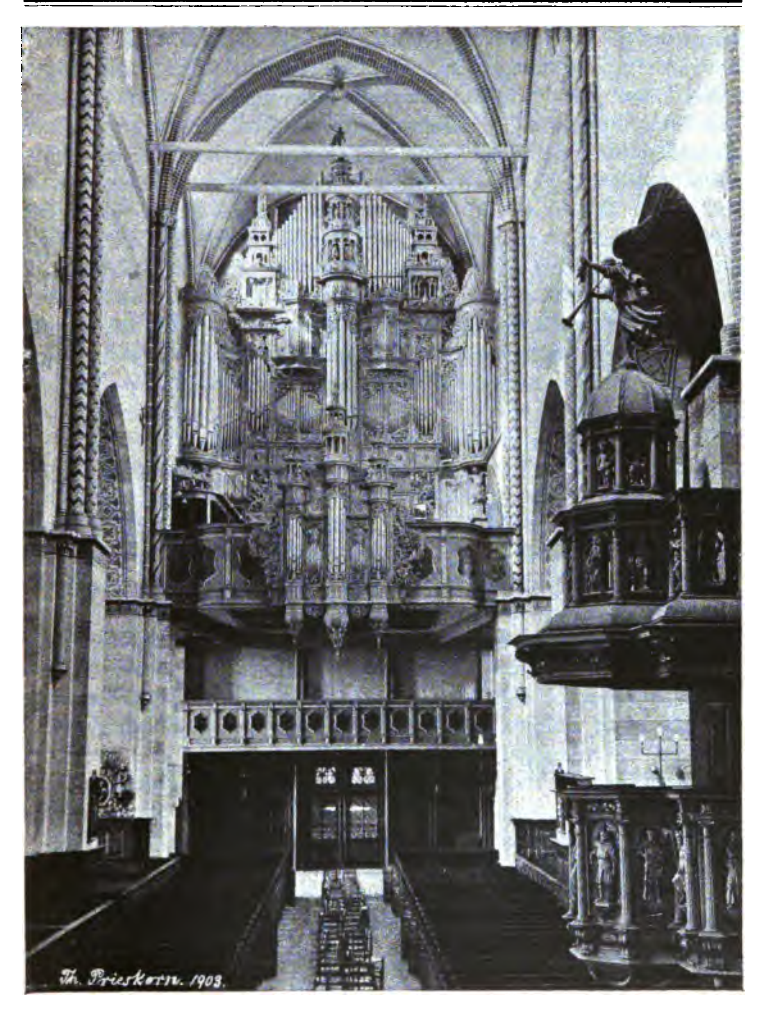


Abb. 15. Innenanſicht des Domes.

von der Firma E. F. Walcker & Co. zu Ludwigsburg in Württemberg neu gebaut und beſitzt 125 klingende Stimmen.

Bemerkenswert ſind ferner die gemalten Fenſter des Domes,

die seit 1883 in die Kirche gestiftet sind. Auf der Südseite Szenen aus der Passion, ausgeführt nach Entwürfen des Historienmalers Anton Dietrich in der Glasmalereianstalt von B. Urban in Dresden. Das letzte Bild, die Auferstehung Christi, hat die Rigasche Glasmalereianstall von Ernst Tode geliefert. Die Fenster der Chorapsis entstammen der inzwischen eingegangenen Anstalt von Kahlert & Weber in Riga. Die vier schönen Fenster auf der Nordseite sind Erzeugnisse der Kgl. Hof-Kunstanstalt in München, und die Grisaillen im nördlichen Querschiff sind wieder aus der Anstalt von E. Tode hervorgegangen.

Das über dem Kreuzgang des Klosters gelegene Geschoß diente nach der Säkularisierung des Klosters mancherlei Zwecken. Ein Teil des Ostflügels wurde 1775 durch den Stadtbaumeister Christoph Haberland zur Stadtbibliothek umgebaut, mit einem wirkungsvollen, durch zwei Geschosse reichenden Hauptsaal, den eine auf korinthischen Säulen ruhende Galerie umzieht. An der Decke befindet sich in Stuck ausgeführt das weit über Lebensgröße ausgeführte Brustbild der Kaiserin Katharina II. als Minerva nach einer von dem Medailleur Johann Georg Wächter (geb. 1724 in Heidelberg, gest. 1797 in Petersburg) auf die Krönung der Kaiserin ausgeführten Medaille. Am Südende des Saales in einer nischenartigen Wandvertiefung ist neben einer eingemauerten Bombe ein Porträt des Kaisers Peter I. gemalt, das ihn als Eroberer Rigas und Beschützer von Kunst und Wissenschaft glorifiziert. Den Entwurf zu dem Bilde lieferte Woldemar v. Budberg, ein Schüler Oesers.

Der Süd- und Westflügel, sowie der Rest des Ostflügels wurden 1888 und 1898 zu Museumszwecken ausgebaut und auch die Räume der Stadtbibliothek, die nach Auflösung des Rats in das verwaiste Rathaus übersiedelte, zum Museum eingerichtet. So entstand das „Dommuseum“, im engern Sinne das historische Museum der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Außer dem Museum sind im ehemaligen Domkloster untergebracht die Bibliothek der vorgenannten Gesellschaft, das naturhistorische Museum, die Bibliothek des ärztlichen Vereins und das Stadtarchiv.

Von großer Bedeutung ist die prähistorische Sammlung des Dommuseums und sehr bemerkenswert sind mehrere Funde aus der Frühzeit des Christentums in Livland, darunter außer ver-

schiedenen Waffen ein schön erhaltenes Aquamanile und die sogenannte Kaiser-Otto-Schale, eine patena chrismalis aus Bronzeblech. Die Innenfläche dieser Schale ist mit schönen romanischen Gravierungen bedeckt und außerdem durch ein Kreuz geziert, das aus vier aufgelöteten Bronzestreifen mit Palmettendekor und fünf brakteatenartig geprägten Medaillons an der Überschneidung der Kreuzesstäbe und an deren vier Enden besteht. Die Medaillons zeigen das Brustbild eines Kaisers, wie es ähnlich die gleichzeitigen Kaisersiegel zeigen. Der zu beiden Seiten der Figur stehende Name Ot-to deutet auf Otto d. Gr. (936—973), der als Beschützer der Kirchen und Klöster den Ehrentitel pacificus führte. Jedes der fünf Kaiserbilder trägt außerdem die Inschrift: Hierusalem visio pacis, die dem alten Kirchweihhymnus

Urbs beata Jerusalem
dicta pacis visio

entlehnt ist.

Von großem Wert ist ferner die Sammlung baltischer Münzen und Medaillen, die in ihrer Vollständigkeit, dank dem Eifer ihrer Begründer, der DDr. August und Anton Buchholtz, Vater und Sohn, wohl unübertroffen dasteht.

Treten wir aus dem Portal des Dommuseums, so stehen wir nach wenigen Schritten vor dem bescheidenen Denkmal Herders, der bekanntlich vom Herbst 1764 bis zum Juni 1769 in Riga lebte, zunächst als Kollaborator an der Domschule wirkte, dann als Hilfsprediger an der Jesus- und an der Gertrudkirche tätig war und außerdem das Amt eines Gehilfen des Stadtbibliothekars versah.

Das malerische Gewimmel alter Häuser, das ehemals den kleinen Platz nach der Nordseite hin abschloß, bestand noch bis zum Jahre 1886. Dann machten die gesteigerten Ansprüche des Verkehrs von der Innenstadt zum Hafen, mehr vielleicht noch ein übel angebrachter Purifizierungseifer diesem fröhlichen Durcheinander ein Ende. Jetzt sind der Herder- und der Domplatz, die ehemals durch den malerischen Häuserblock voneinander getrennt waren, vereinigt. Um das kleine Herderdenkmal haben sich hohe Steinpaläste erhoben, die es schier erdrücken, und die früher teilweise verdeckte, im 15. Jahrhundert umgewandelte, künstlerisch wenig anziehende Westfassade des Domes liegt jetzt wieder zutage.

Ihr gegenüber erhob sich einst die bischöfliche Residenz, deren Bau wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Dombau unternommen sein mochte und um 1234 vielleicht in den Hauptteilen vollendet war, denn in diesem Jahre schenkte Bischof Nikolaus seine steinerne Pfalz den Dominikanern zur Einrichtung ihres Klosters, worunter nur das Haus des Bischofs neben dem abgebrannten ersten Dom verstanden werden kann.

Vom Kloster der schwarzen Mönche ist außer einem Rest des Kreuzgangs und der ehemaligen Klosterpforte nur die dem heil. Johannes geweihte Kirche erhalten, ein Bau aus dem 15. Jahrhundert.

Außer dem Bau der zweiten Pfarrkirche zu St. Jakob in der Neustadt, die 1226 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, fehlt es an Nachrichten über Kirchenbauten im 13. und 14. Jahrhundert fast völlig. Eine Kirche zu St. Paul wird genannt, die vermutlich in der Nähe des jetzigen Domes stand. Besser fließen die Quellen seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Bautätigkeit auf kirchlichem Gebiet mit dem von der Bürgerschaft unternommenen Neubau der Petrikirche kräftig einsetzt. Die Stadt befand sich zu jener Zeit auf der Höhe ihrer Macht. Doch bald folgte ein Umschwung, als in der verhängnisvollen Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410 der Deutsche Orden gegen Polen unterlag. Die drückenden Bedingungen des Thorner Friedens wirkten auch auf Livland zurück. Dazu kamen erneute Zwistigkeiten zwischen dem livländischen Orden und dem Erzbischofe, die immer wieder um die Hegemonie im Lande zum Ausbruch kamen und die Stadt Riga in den meisten Fällen auf die Seite des Erzbischofs führten, schon des Handels wegen, in dem der Orden vielfach als Konkurrent auftrat.

Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts nimmt die Bautätigkeit auf kirchlichem Gebiet wieder an Umfang zu. Die Klosterkirche der Franziskaner und die Klosterkirche der Cisterziensernonnen entstehen. Die Klosterkirche der Dominikaner wird einem Neubau unterzogen; der lange unterbrochen gewesene Bau von St. Peter wird wieder aufgenommen.

Den erhaltenen Kirchenrechnungen nach begann der Neubau der Petrikirche im Frühling 1408. Über den Bau der älteren Kirche, die 1209 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird, fehlt es an Nachrichten. Daß sie wie die erste Domkirche anfänglich

ein hölzernes Provisorium war, dem dann ein Steinbau folgte, ist wohl unzweifelhaft. Vom Turm dieser Kirche spricht in seiner Chronik der lübeckische Kanzler Albrecht von Bardewik (1298—1301) gelegentlich des Kampfes der Bürgerschaft mit dem Deutschen Orden im Jahre 1297. — Die Bürgerschaft, so heißt es, befestigte ihn, richtete Blieden auf und beschoß damit den benachbarten St. Jürgenshof.

Auch der Grund des Neubaues ist nicht bekannt. Er wird wohl zunächst darin zu suchen sein, daß die Kirche für die bedeutend angewachsene Gemeinde nicht mehr ausreichte, dann aber mochte die wohlhabende Bürgerschaft selbst auf den Besitz eines Gotteshauses dringen, das künstlerisch hinter den monumentalen Kirchenbauten in den übrigen Hansestädten an der Ostsee nicht zurückzustehen brauchte. Wie sehr man bemüht war, etwas Bedeutendes zu leisten, beweist schon der Umstand, daß man sich an die großen befreundeten Hansestädte um Empfehlung eines erfahrenen Baumeisters wandte. Auf die Empfehlung eines Johann Petersen aus Rostock an den Rat in Riga wird der Rostocker Baumeister Johann Rumeschottel (Rumescotel), ein Sohn des in Rostock verstorbenen Kersten Rumeschottel, gewählt. Im Frühling beginnt der Bau nach den Entwürfen Rumeschottels unter der Leitung seines Sohnes Kersten und eines Hinrich Hauerbeke.

Meister Rumeschottel hielt sich in seinem Bauentwurf in Grundriß und Aufbau streng an die Marienkirche seiner Vaterstadt. Die geringen Abweichungen in der künstlerischen Durchbildung entsprangen den Kunstanschauungen seiner Zeit. Etwas völlig Neues gab er also nicht; die Architektur des Chors, den ein Kranz von fünf polygonalen Kapellen umgibt, fällt gegen die der etwa hundert Jahre älteren Rostocker Kirche sogar merklich ab. — Immerhin gehört der Chorbau der Petrikirche zu den vornehmsten Werken nordischer Backsteingotik und bei völliger Durchführung des Entwurfs hätte ein Bau von hoher Schönheit entstehen können. Doch, wie schon erwähnt wurde, die politische Lage gestaltete sich infolge des Kampfes zwischen Polen und dem Deutschen Orden auch für Riga in hohem Grade nachteilig. Die Arbeiten am Kirchenbau wurden eingestellt, als er im Jahre 1409 bis zum Querschiff vollendet war, und der fertige Teil konnte nicht einmal in Benutzung gezogen werden, weil der Erzbischof Johann v. Wallenrode seit 1403 außerhalb des Landes residierte und sein Nachfolger,

der ehemalige Bischof von Chur in Graubünden, Johannes Ambundi, erst 1418 in Riga eintraf.

In diesem Zustand verblieb der Kirchenbau nahezu fünf Jahrzehnte. Erst 1456 treten Nachrichten auf über den Bau des Langhauses, und eine Urkunde des Erzbischofs Silvester Stodewescher vom 20. November desselben Jahres verheißt allen zum Bau Steuernden einen vierzigtägigen Ablaß. Das Rumeschottelsche Projekt wurde aufgegeben; die geringen Baumittel ließen eine so großartige Anlage nicht zu. Das Querschiff kam nicht zur Ausführung; das Langhaus wurde dem bestehenden Chor ohne viel Rücksicht auf seine Architektur angeschlossen in einer Art, die ebenso den Mangel an Baugeldern, wie den eines künstlerisch geschulten Baumeisters erkennen läßt.

Wie schwer es der Bürgerschaft wurde, den Kirchenbau zu einem würdigen Abschluß zu bringen, ersieht man daran, daß erst im Jahre 1491 der Turm seine Vollendung erfuhr.

Ein Vierteljahrhundert später spielten sich im Chor der Petrikirche die ersten Vorfälle ab, die der Einführung der lutherischen Lehre vorausgingen. Eine Disputation zwischen Vertretern der katholischen Partei und dem vom Rat nach Riga berufenen Mitarbeiter Bugenhagens, Andreas Knopken, führte Rat und Bürgerschaft überraschend schnell der neuen Lehre zu. Knopken wurde zum Archidiakonus der St. Petrikirche bestellt und hielt als solcher am 23. Oktober 1522 seine erste Predigt.

Außer einigen Nachrichten über Beschädigungen, die durch Stürme und starke Gewitter und durch die russische Belagerung von 1656 verursacht wurden, begegnet man bis zum Jahre 1666 keinen wichtigen Mitteilungen. Dann aber trat ein Ereignis ein, das für lange Zeit die Gemüter in Aufregung hielt: am 11. März 1666, an einem Sonntage, stürzte der mächtige Turm ein, in seinem Falle ein Wohnhaus zerschmetternd und acht Menschenleben vernichtend.

Auch jetzt wandte man sich wieder an befreundete Hansestädte, um einen tüchtigen Baumeister zur Wiederherstellung der Kirche zu erhalten. Die Wahl fiel auf den Baumeister Jürgen Teuffel aus Lübeck, der aber den Erwartungen nicht entsprochen zu haben scheint, denn mit den Wiederherstellungsarbeiten wurde ein als „Kunst- und Strommeister" (wie wir heute sagen würden als Wasserleitungsingenieur und Hafenbaumeister) in städtischen



Abb. 16. Der Turm der St. Petrikirche.

Dienſten ſtehender Holländer, namens J a c o b J o o ſt betraut. Teuffel zog nach Narva, wo er nach dem großen Brande, der die Stadt im Jahre 1659 faſt völlig in Aſche gelegt hatte, zum Bau des Rathauſes berufen wurde. — Jooſt verließ 1675 Riga, um einem Ruf nach Danzig zu folgen, und zu ſeinem Nachfolger im Amt und beim Kirchenbau wurde ſein Gehilfe R u b b e r t B i n d e n ſ c h u, der aus Straßburg i. E. eingewandert war, vom Rat ernannt. Bindenſchu ſtand dem Bau als Leiter vor, bis am 21. Mai 1677 der ſogenannte Francke - Andreſenſche Mordbrand neben 200 Häuſern und Speichern auch die der Vollendung nahe Petrikirche wieder vernichtete.

Die Wiederherſtellungsarbeiten wurden ſofort in Angriff genommen, doch erſt am 17. Juni 1686 beſtätigte der Rat ein Projekt des Stadtingenieurs Friedrich Statius v. Dahlen zum Turmbau. Dieſes Projekt kam nur teilweiſe zur Ausführung. Es fand nicht den Beifall der Bürgerſchaft, die deshalb eine Veränderung des „ſchlechten und unproportionirten turnleins“ beantragte. Nun wurde Bindenſchu mit der Abfaſſung eines Projekts betraut. Am 24. Auguſt 1686 ſtellte er drei verſchiedene Entwürfe vor, von denen unter allgemeiner Zuſtimmung von Rat und Bürgerſchaft das Projekt eines in ſchlanken Verhältniſſen, mit drei durch Säulenrotunden geſchiedenen Kuppeln, aufſteigenden und in eine ſchlanke Spitze auslaufenden Turmes zur Ausführung gewählt wurde. Als beſonderen Schmuck trug die obere Spitze eine Krone.

Am 10. Mai 1690 zwiſchen 8 und 9 Uhr morgens vollendete Bindenſchu ſein Werk durch die feierliche Aufſetzung des Turmknopfes und des kupfernen Hahnes.

Gleichzeitig war die Weſtfaſſade von Grund auf in Hauſtein

neu aufgeführt und mit drei Portalen versehen worden, zu deren reichen Säulen- und Figurenschmuck ein Rigaer Bürger, Klaus Misthäd mit Namen, im Jahre 1690 testamentarisch die Mittel anwies. Die noch erhaltenen Entwürfe lieferte 1686 ein Steinmetz Hans Walter. Der Giebelabschluß läuft in geschwungener Linie an das untere Turmviereck. Dieses erhebt sich nur wenig über das Mittelschiff, geht von dort in ein von jonischen Pilastern beseitetes Achteck über, das unterhalb der ersten Kuppel mit einem kräftigen Konsolengesims abschließt.

Die Bürgerschaft hatte mit offenen Händen zu dem stolzen Turmbau gesteuert. Der Bürgermeister Hans Dreiling schenkte 1695 noch ein Glockenspiel, das in Holland angefertigt worden war und 8000 Taler Alberts gekostet hatte. Für die Aufstellung dieses Glockenspiels und für die Aufstellung einer Turmuhr verausgabte die Stadt noch 4128 Taler. Und den Baumeister zeichnete der Rat durch ein Ehrengeschenk aus, bestehend in einer silbernen vergoldeten Kanne, deren Deckel ein Hahn zierte.

Doch auch diesem prächtigen Bauwerk war kein Bestehen vergönnt. Am 10. Mai 1721 schlug der Blitz in das Dach über dem Chor und zerstörte die Kirche samt dem Turme in wenigen Stunden. Der in Riga anwesende Kaiser Peter I. leitete persönlich die Rettungsarbeiten. Am nächsten Morgen ließ er sich von dem Oberburggrafen Benkendorff die noch erhaltenen Bindenschuschen Baupläne vorlegen und befahl die Wiederherstellung des Turmes nach diesen. Doch dazu kam es bei der Verarmung der Stadt seit dem nordischen Kriege erst im Jahre 1743.

Am 10. Oktober 1746 erlebte dieses Wunderwerk deutscher Zimmerkunst, der Stolz der Stadt Riga, seine zweite Vollendung durch den Zimmermeister Johann Heinrich Wülbern.

Im Dommuseum wird ein kleiner gläserner Römer aufbewahrt, aus dem Meister Wülbern, auf dem neuen Hahn stehend, nachdem er nach altem Handwerksbrauch den Richtspruch gesprochen, das Wohl der Stadt und seines Baues trank. Er warf das Glas von der Höhe herab, doch es erlitt nur geringe Beschädigungen und erhielt darauf auf seiner Kupa die folgende Inschrift:

Weil mich der Fall nicht gar zersprenkt
hat man mir diesen Schmuck geschenkt.
Verzagter, dieses kann dich lehren
unschuldiger Fall bringt offt zu Ehren



Abb. 17. Hauptportal der St. Petrikirche.

Daneben ist das Stadtwappen und eine Ansicht der Petrikirche eingegraben. Auf dem Fuß des Glases liest man ferner: Den 10. Octob. 1746 ist DER HAN aufgesetzt. DES TUHRMS HÖHE. 436 Fuss Holl. MAss.

Wie durch die Aufführung des prächtigen Turmes Rat und Bürgerschaft ihre Anhänglichkeit an die alte Pfarrkirche der Stadt bezeugten, so bezeugten sie sie weiter durch die Ausschmückung des Innern mit kunstvollen Epitaphien, wertvollen Leuchterkronen und Wandarmen. Aus dem Jahre 1596 ist ein $2^1/_2$ m hoher siebenarmiger Leuchter erhalten, eine Arbeit des Rigaschen Glocken- und Geschützgießers Gert Meyer.

Die Kanzel mit ihrem schönen Portal zur Kanzeltreppe ist eine Arbeit des klassizierenden Barocks; sie wurde im Jahre 1791 nach einem Entwurf des Rigaschen Baumeisters Christoph Haberland (getauft den 6. Jan. 1750 in Riga; gest. das. 7. April 1803) in Livorno aus weißem Marmor mit farbigen Marmorinkrustationen ausgeführt und 1793 aufgestellt. Über dem Eingang zur Kanzeltreppe das von Putten gehaltene Wappen der Stifterin Gertrud von der Horst, geb. Gößler. Die Vorgängerin dieser Kanzel, von der man rühmte, „daß keine schönere in allen Städten an der Ostsee zu finden gewesen“, hatte im Jahre 1613 der Ältermann der Schwarzenhäupter Franz Werner gestiftet.

Ein Werk moderner Gotik ist der Altar, entworfen von dem Kölner Baumeister Vincenz Statz, in Eichenholz ausgeführt von dem Bildhauer Christoph Stephan in Köln. Das Altargemälde, Petrus in Jerusalem predigend, malte Eduard v. Steinle in Frankfurt a. M.

Hinter dem Chor der Kirche erheben sich von einzelnen Bäumen beschattet niedrige Häuschen und bilden einen der malerisch anmutigsten Winkel des alten Riga. Der Maßstab des Turmes aber wird durch die mäßig hohen Häuser zu seinen Füßen ins Riesenhafte gesteigert.

Über die Dächer der alten Häuser hinaus sieht man den formenreichen Giebel der St. Johanniskirche, der ehemaligen Klosterkirche der Dominikaner, ragen, dessen Architektur auf Einflüsse aus den preußischen Ordenslanden hinweist. Die Kirche ist gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts an die Stelle eines älteren Bauwerks getreten. Rat und Bürgerschaft hatten nach Kräften zu ihrem Bau gesteuert und auch der Deutsche Orden hatte sich durch die Lieferung von Kalk und Steinen daran beteiligt.

Wie fest das Straßennetz damals schon lag, beweist die Knickung der Außenmauer der Kirche, die hier genau dem Zuge der sie südwestlich begrenzenden Scharrenstraße folgt. Dieser Lage entsprechend sind auch die Strebepfeiler, die den Druck des weit gespannten Gewölbes des einschiffigen Kirchenschiffs aufzunehmen haben, nach innen gezogen. Zwischen ihnen haben auf der dem Klosterhof zugekehrten Seite kleine Kapellen Platz gefunden, die mit zierlichen Sterngewölben überspannt sind. Das Schiff decken reiche Netzgewölbe, die, wie dem Buche der Ältermänner der großen Gilde zu entnehmen ist, an den Überschneidungsstellen der Rippen die Wappen und Marken derjenigen Bürgermeister, Ratmannen und Bürger trugen, durch deren Munifizenz der Kirchenbau ermöglicht wurde. Keines dieser Wappen ist mehr vorhanden; nur die eisernen Stifte, die sie einst hielten, sind noch erkennbar. — Zurzeit macht das Innere durch die Wände und Gewölbe bedeckende schmutzigweiße Tünche und die Staubablagerungen auf den rauhen Flächen einen etwas verkommenen Eindruck, der noch gesteigert wird durch einen häßlichen graubraunen Anstrich, der gleichmäßig Gestühl, Emporen, Altar und Kanzel bedeckt. Einst schmückten farbenprächtige Malereien die Wände und Gewölbe. An der Rückwand einer Kapelle traten gelegentlich einer Untersuchung Gemälde legendarischen Inhalts hervor; am Gewölbe zeigten sich zwischen den rotbemalten Rippen grüne, schwarzumrandete gotische Blattornamente mit rötlichen Blumen auf hellgrauem Grunde. Sie sind wieder unter einer neuen Tünche begraben worden.



Abb. 18. Die St. Petri-, St. Johannis- und Domkirche.
Nach einer Aufnahme des Architekten W. Bockslaff.

Der zierliche Bau hat mancherlei Schicksale gehabt. Nach der Vertreibung der Dominikaner im Jahre 1523 diente die Kirche lange profanen Zwecken. Dann wurde sie vermietet, und ein Mieter, der Ratsherr Rötger Schulte, benutzte den Chor als Kuh- und Pferdestall. Darüber von der Geistlichkeit beim deutschen Kaiser erhobene Klagen trugen der Stadt eine Buße von 18000 Mark

ein. Darauf diente sie der Stadt als Zeughaus bis zum Jahre 1582, wo sie der lettischen Kirchengemeinde überwiesen wurde, weil König Stephan Batory die von dieser bisher benutzte St. Jakobikirche den Jesuiten einzuräumen befahl.

Der jetzige dreischiffige Chor ist eine spätere Zutat und das erste Werk livländischer Kirchenbaukunst, das die Elemente der Renaissance in konsequenter Weise zur Durchführung brachte. Er wurde, wie eine Gedächtnistafel meldet, am 8. Juli 1587 begonnen und mit dem Giebeltürmchen am 11. September 1589 vollendet. Die Arkadenstützen bilden toskanische auf Postamenten stehende gemauerte Säulen, die, nach dem Brande von 1677 in Holzkonstruktion erneuerte, Kreuzgewölbe tragen. Wie weit die damaligen Baumeister schon dem Verständnis für gotische Formen entfremdet waren, läßt das gotisierende Maßwerk in den flachbogig gewölbten Fenstern erkennen. Das Giebeltürmchen ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch ein neues in gotischen Formen ersetzt worden mit dem ganzen Zubehör von Kreuzblumen und Krabben, ohne welchen Schmuck ein gotisch sein sollender Turm damals schlechterdings nicht gut zu denken war. Der mehrfach erwähnte Kupferstich von 1612 zeigt ihn uns mit einer geschwungenen Haube, die an den damaligen holländischen Einfluß erinnert.

Außer dem Dominikanerkloster und einem in der Nähe der Petrikirche gelegenen Konvent der Beginen, von dem keinerlei Spuren erhalten sind, lag in der Scheunenstraße das Franziskanerkloster zu St. Katharinen, gegründet um 1250, von dessen Kirche, die etwa der Mündung der Kauf- in die Scheunenstraße gegenüberlag, sich Reste in einem Wohnhause erhalten haben. In der Nähe der St. Jakobikirche, auf dem Grunde des jetzigen erzbischöflichen Hofes, befand sich das Kloster der Cisterziensernonnen zu St. Marien, dessen Stiftungsurkunde vom Jahre 1255 datiert. Bis zur Errichtung einer eignen Kirche war den Nonnen die Mitbenutzung der St. Jakobikirche gestattet worden. Nach der Einführung der Reformation wurde das Kloster aufgehoben und nach dem Tode der letzten Nonne von den Jesuiten in ihm eine Erziehungsanstalt eingerichtet, die jedoch nur bis zum Beginn der schwedischen Herrschaft bestand. Die Gebäude wechselten später vielfach den Besitzer und gelangten schließlich 1710 mit der während des 15. Jahrhunderts erbauten Klosterkirche in den Besitz der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit, wodurch sie um-



Abb. 19. Die St. Jokobikirche.

fassenden Veränderungen unterworfen wurden. Die während der Belagerung Rigas im Jahre 1710 sehr beschädigte Kirche ist seit jener Zeit völlig umgebaut und dem heil. Alexei geweiht worden.

Östlich vom ehemaligen Kloster erhebt sich die malerische St. Jakobikirche, ein Backsteinbau mit mächtig aufstrebendem schlanken Turm. Der Bau ist nicht aus einem Guß entstanden. Auch bei ihm haben, wie bei den übrigen mittelalterlichen Kirchen nachweislich Wechsel in der Plangestaltung stattgefunden. Der Chor, als der älteste Bauteil, zeigt spätromanische Formen, die denen der ältesten Teile des Domes verwandt sind. Seine Entstehung könnte darnach in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gesetzt werden. Eine Urkunde vom Jahre 1226 spricht schon von einem Streit um das Patronatsrecht an der Kirche zwischen Bischof und Orden.

Der Chor scheint längere Zeit allein bestanden und dem Gottesdienste für die anfänglich kleine Gemeinde außerhalb der Mauern der Altstadt gedient zu haben, denn sein ursprünglicher Fußboden liegt bedeutend tiefer als der des wahrscheinlich einige Jahrzehnte später erst angefügten Schiffs. Diese merklichen Höhenunterschiede, die bei der Aufführung des Langhauses durch teilweises Verschütten des Chorraumes ausgeglichen wurden, wird man auf die Erhöhung des umliegenden Straßenniveaus zu setzen haben, die notwendig wurde, um gegen die Frühjahrsüberschwemmungen der Düna gesichert zu sein. Beim Dom hatte man diese Vorsicht außer acht gelassen; sein Fußboden liegt heute gegen 3 m unter

dem Straßenniveau. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich um 1475, erlitt die St. Jakobikirche eine dritte bauliche Veränderung, die sie in die heutige Gestalt brachte. Das Mittelschiff erhöhte man, dem Turm fügte man drei Geschosse und einen über vier Giebeln aufsteigenden schlanken Helm hinzu. Doch kaum waren die Bauarbeiten beendet, als während eines Kampfes des Ordens mit der Stadt der „neugebaute" Turm vom Schloß aus in Brand geschossen wurde. Das geschah am 6. Februar 1482.

Die Jakobikirche ist die kleinste der mittelalterlichen Kirchen Rigas; das Mittelschiff hat nur zwei Gewölbjoche, das dritte nimmt der Turm ein. Das Äußere interessiert besonders durch die leicht aufstrebende Architektur des Turmes, der den ganzen Reiz der gotischen Ziegelarchitektur mit ihren Spitzbogenblenden, Spitzbogenfriesen und dekorativen Putzflächen zur Schau trägt. Der jetzige Turmhelm gehört dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an. Restaurierungsarbeiten der letzten Jahre haben die mittelalterliche Bemalung der Gewölbrippen wieder zutage treten lassen. Sie ist pietätvoll wiederhergestellt worden.

An der Südseite der Kirche erheben sich die Reste der ehemaligen Kapelle zum heil. Kreuz, die unter der Regierung Carls XI. von Schweden im Jahre 1675 als Schola Carolina zum Lyceum eingerichtet wurde und diesem Zwecke diente bis zur Errichtung des Gouvernementsgymnasiums gegenüber dem Schloß.

Der Dom, St. Peter, St. Jakob und St. Johann mit ihren hochaufstrebenden Baumassen, namentlich die drei Hauptkirchen mit ihren gewaltigen Türmen, geben dem Stadtbilde Rigas seinen eigenartigen, an die Zeit hanseatischer Bedeutung erinnernden Charakter, so viel auch sonst Zeit und Menschen an diesem Bilde gemodelt haben. Und dieser Charakter wird der Stadt bleiben, so lange diese Türme ihre Spitzen ins Blau strecken.

⁂ ⁂ ⁂

Bischof Albert hatte durch die Gründung der Stadt Riga am Dünagestade dem deutschen Handel eine neue wichtige Position an der Ostsee geschaffen, die überraschend schnell emporblühte. Zur Kultivierung der umliegenden gewonnenen Landgebiete rief er die Cisterzienser ins Land; zum Schutz seiner Gründung gegen feindliche Einfälle und zur weiteren Eroberung heidnischer Gebiete



Abb. 20. Siegel des Meiſters des Schwertbrüderordens.

ſchuf er ſich im Jahre 1202 eine ſtehende Kriegsmacht durch die Gründung des Ordens der Ritterſchaft Chriſti. Der Papſt beſtätigte dieſen geiſtlichen Ritterorden und erteilte ihm die Regel der Templer. Nach dem Abzeichen der Ordensmitglieder, einem roten Schwert auf dem weißen Mantel, hat man ſie auch Schwertritter oder Schwertbrüder genannt. An ihrer Spitze ſtand ein Ordensmeiſter. Ihre erſte Niederlaſſung in Riga, der St. Jürgenshof, lag neben dem Hofe des Biſchofs an der Stelle des heutigen Konvents zum heil. Geiſt. Bald auftretende Spaltungen innerhalb des Ordens und das Beſtreben, von der Oberherrlichkeit des Biſchofs befreit zu ſein, um die eigne Macht zu vergrößern, führten zu Verſuchen, Anſchluß an den Deutſchen Orden in Preußen zu gewinnen, die aber zunächſt erfolglos blieben. Erſt die furchtbare Dezimierung des Ordens in der Schlacht gegen die Litauer bei Saule (Schaulen?) in Kurland führte 1237 zu ſeiner Auflöſung und zum Aufgehen ſeiner wenigen Reſte in den Deutſchen Orden, der nun den St. Jürgenshof einnahm und fortan in Livland eine große Rolle ſpielen ſollte. Auch dieſer livländiſche Zweig des Deutſchen Ordens wurde auf päpſtliche Anordnung in einem Abhängigkeitsverhältnis vom Biſchof (ſpäter Erzbiſchof) von Riga erhalten, was zu einer Quelle zahlloſer Streitigkeiten zwiſchen den Machthabern im Lande wurde, aus denen der Orden jedoch faſt immer — infolge ſeiner kriegeriſchen Überlegenheit — als der obſiegende Teil hervorging. Je mehr ſeine Macht wuchs, um ſo eifriger trachtete er auch nach der Oberherrſchaft über die aufblühende Hanſeſtadt, die jedoch energiſch für ihre Selbſtändigkeit eintrat. Ein im Grunde unweſentlicher Anlaß, ein Brückenbau über die Rige in der Nähe des St. Jürgenshofes, den die Stadt unternommen hatte, um Baumaterialien zur Herſtellung eines Bollwerks herbeizuſchaffen, das zur Regulierung des Eisganges in der Düna dienen ſollte, ließ ſchließlich im Jahre 1297 die Gegenſätze zwiſchen Stadt und Orden zu offenem Kampf auflodern.

Der Komtur hatte den Bau verhindern und sogar einen Teil der Brücke abbrechen lassen. In der Stadt gärte es, und eine am 27. Juli ausbrechende Feuersbrunst, der fast die halbe Stadt zum Opfer fiel, schürte den Haß der Bürger gegen die Ordensritter auf das äußerste. Zwar gelang es dem Erzbischof Johann III. die streitenden Parteien zu beschwichtigen; der Brückenbau wurde fortgesetzt, doch die unausgesetzten Versuche des Ordens, sich der Oberherrschaft über die Stadt zu bemächtigen, führten endlich zum Kriege der Stadt wider den Orden. Die Bürger verbrannten die Marställe des Ordens, befestigten die benachbarte St. Petrikirche, richteten dort Blieden auf, beschossen den St. Jürgenshof, erstürmten und zerstörten ihn. Den Komtur und viele Ordensbrüder, die in ihre Hände gefallen waren, ließen sie hinrichten. Zwar wurden die Streitigkeiten auf einem Städtetage in Lübeck vorläufig verglichen, doch loderten sie, durch Übergriffe des Ordens veranlaßt und durch die schwankende Politik des päpstlichen Stuhles angefacht, immer wieder von neuem auf, bis im Jahre 1330 der kraftvolle Ordensmeister Eberhard v. Monheim die Unterwerfung der Stadt unter die Gewalt des Ordens erzwang. Vom 23. März 1330 datiert die Unterwerfungsurkunde, der sog. nackende Brief der Stadt Riga. Die Bürgerschaft mußte sich unter anderem dazu verpflichten, einen Teil ihrer Stadtmauern niederzulegen und am Nordrande der Stadt, am Ufer der Düna eine neue Ordensburg zu errichten, wozu am 13. Juni 1330, am Tage des heil. Vitus, der Ordensmeister selbst den Grundstein legte. Das städtische Hospital zum heil. Geist, das an dieser Stelle bestand, wurde nun in den ehemaligen St. Jürgenshof verlegt und seiner einst dem heil. Georg geweihten Kapelle begegnet man fortan unter dem Namen der heil. Geistkirche. Im Jahre 1488 überließ der Rat sie den Minoriten, die sie der heil. Katharina weihten, und in ihrem Besitz blieb sie bis zur Einführung der Reformation. Seit dem Übergang der Kirche in den Besitz der Minoriten mag sie in die heute noch erkennbare Form gebracht sein, indem man den ehemaligen zweischiffigen Kapitelsaal der Burg als Schiff mit der Kapelle als Chor verband. Von 1699 ab diente sie als Speicher. In dieser Gestalt ist sie auf die heutige Zeit gekommen, umgeben von allerhand kleinen Anbauten um die romanische Chorapsis, die, vom Hof aus gesehen, mit dem dahinter sichtbar werdenden Turmhelm von St. Peter einen überraschend malerischen Anblick gewähren.

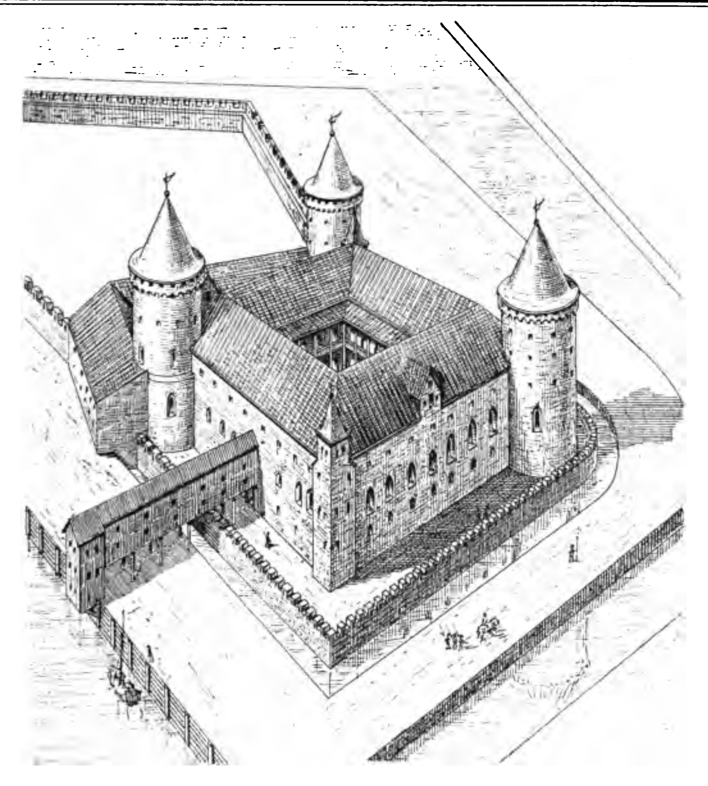


Abb. 21. Das ehemalige Schloß des Deutſchen Ordens. (Rekonſtruktion.)

Bei der Erwähnung der Burgen des Deutſchen Ordens denkt man gewöhnlich zunächſt an den Siꜩ des Hochmeiſters, an die herrliche Marienburg am Ufer der Nogat. Nichts oder faſt nichts von dem, was dieſe Perle norddeutſcher Ziegelarchitektur und überhaupt die Burgen des Deutſchen Ordens in Preußen künſtleriſch ſo anziehend macht, findet ſich hier. Schon das Baumaterial, das hier faſt ausſchließlich roh gebrochene Kalkſteinquadern bilden, die ſpäter mit einem Kalkpuꜩ überzogen wurden und das faſt völlige Fehlen jeglichen architektoniſchen äußeren Schmuckes, ſcheiden die hieſigen Bauten von jenen. Auch das Innere, oft zwar durch ſchöne Raumverhältniſſe auffallend, bietet

doch künstlerisch Bedeutendes nur in seltenen Fällen. Und trotz dieses Mangels an höherer künstlerischer Durchbildung ist diesen Bauten nicht selten ein eigner malerischer Reiz eigen, der durch die gewandte Gruppierung der Baumassen und die gut abgewogenen Verhältnisse der einzelnen Teile zueinander hervorgerufen wird.

Das Rigasche Ordensschloß gehört bereits jenem Typus an, der sich seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts für die Burgen dieser Rittermönche als feststehend verfolgen läßt: die quadratische, oder doch dem Quadrat sich nähernde Grundform, gebildet aus vier einen innern Hof umschließende Flügel, deren äußere Ecken durch Türme bewehrt sind. An der Nordecke des Rigaschen Ordensschlosses steht noch der heil. Geistturm, der vor 1330 die Stadtbefestigung hier abschloß; ihm gegenüber an der Südecke erhebt sich der Bleiturm, in dessen zweitem Geschoß die mit einem Sterngewölbe überdeckte ehemalige Sakristei belegen ist. An den beiden andern Ecken sind kleine viereckige Treppentürme angeordnet. Die der heil. Maria geweihte Ordenskapelle und Reste des an sie grenzenden zweischiffigen Remters sind im Südflügel noch erhalten, doch die Räume sind der Höhe und der Länge nach derart in eine Anzahl kleiner Zimmer zerlegt, daß nur der Eingeweihte sich ein Bild des früheren Zustandes machen kann.

In einem zweiten heftigen Kampf der Rigaschen Bürgerschaft gegen den Orden eroberte sie auch dieses Schloß am 18. Mai 1483, das sie im Jahre 1330 als Zwinguri vor ihren Toren hatte errichten müssen, und begann es abzubrechen. Als Zeichen ihres Sieges und Triumphes über den Orden schickte sie sogar Ziegelsteine vom Schloß an die befreundeten Hansestädte. Doch die Freude dauerte nicht lange. Nach der Niederwerfung der Stadt in der Schlacht bei Neuermühlen, am 30. März 1491, wurde sie gezwungen, das Schloß wieder aufzubauen, und wenn sie sich damit auch nicht übermäßig beeilte — ihre finanzielle Erschöpfung nach dem Kriege war zu groß —, im Jahre 1515 scheinen die Wiederherstellungsarbeiten doch ihren Abschluß gefunden zu haben, und zwar mit der Aufstellung einer Madonnenstatue über dem von der Vorburg zum innern Burghof führenden Tor. Die Inschrifttafel zu den Füßen des konventionell gestalteten Marienbildes läßt schließen, daß es der Ordensmeister Wolter von Plettenberg im Jahre 1515 aufstellen ließ.



Abb. 22. Madonnenſtatue und Standbild des Ordensmeiſter Wolter v. Plettenberg.

Neben der Madonna iſt rechts in einer ſichtbar ſpäter ausgebrochenen Niſche die Statue des Ordensmeiſters ſelbſt angebracht, wahrſcheinlich eine Stiftung der Bürgerſchaft zu Ehren des milden und gerechten Herrn, und vermutlich die liebevolle, wenn auch bis auf den porträtähnlichen Kopf, recht ſchwache Arbeit eines Rigaſchen Steinmetzen. Eine Tafel zu den Füßen der Statue trägt den Namen des Ordensmeiſters und die Jahreszahl 1515 (Abb. 22).

Von den Gebäuden der auf der Nordſeite des Schloſſes gelegenen Vorburg ſind nur die in einem Neubau vermauerten Reſte

eines Torturmes vorhanden. Am Wohnhauſe der Gouverneure hat ſich aus ſchwediſcher Zeit ein hübſches Erkertürmchen erhalten mit ſkulptierten Brüſtungsfüllungen unter den Fenſtern und der Jahreszahl 1649 (Abb. 23). An der Oſtſeite des Schloſſes war 1682 ein großes Zeughaus erbaut worden, das 1783 fiel, um dem ſog. Statthalterſchaftsbau Platz zu machen, einem langgeſtreckten Gebäude von kaſernenmäßigem Ausſehen. Seinen Urſprung verdankte dieſer Bau der Einführung der Statthalterſchaftsregierung (1783 bis 1796) unter Katharina II., wodurch die alte Landesverfaſſung beſeitigt wurde. Das ſchwerfällige und für das Land verhängnisvolle Regierungsſyſtem löſte Kaiſer Paul nach ſeinem Regierungsantritt auf und ſtellte die frühere Verfaſſung wieder her.

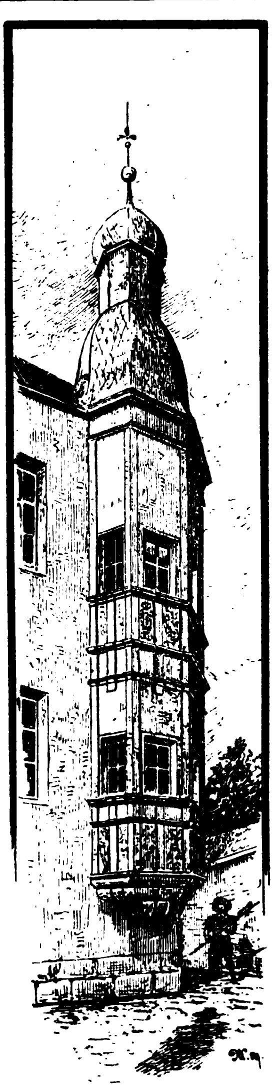


Abb. 23. Erker am ehemaligen Ordensſchloß.

Auf dem Platz, der durch die Verſchüttung des ehemaligen Schloßgrabens vor dem Statthalterſchaftsbau entſtanden iſt, erhebt ſich inmitten hübſcher Gartenanlagen eine von einer bronzenen Viktoria gekrönte granitne Gedenkſäule, die 1814 von der Rigaſchen Kaufmannſchaft zum Andenken an die Befreiungskriege unter Alexander I. errichtet wurde.

Ein anderes Denkmal zu Ehren des beliebten Monarchen iſt das Siegestor, durch das er am 28. Auguſt 1818 nach ſeiner Rückkehr von Paris ſeinen Einzug in Riga hielt. Als verkehrsſtörend iſt das Bauwerk — gewöhnlich die Alexanderpforte genannt — neuerdings vom Ende der Alexan-



Abb. 24. Die Häuser der „großen“ und der „kleinen“ Gilde.

derstraße auf die Petersburger Chaussee hinaus an die Stadtgrenze versetzt worden.

⁘ ⁘ ⁘

Riga war, an Stelle von Wisby auf Gotland, die Hauptvermittlerin des Handelsverkehrs zwischen dem Westen und dem Osten geworden. Seit 1282 gehörte die Stadt dem Hansebunde an und war bald eine seiner wichtigsten Mitglieder. Die Waren des Westens wurden von hier dünaaufwärts ins Land und nach Litauen vertrieben, und nahmen über Land ihren Weg nach Rußland. Den ersten schweren Schlag gegen Livlands Handel führte der Großfürst Iwan III. durch die Schließung des Kaufhofes zu Nowgorod und die Gefangennehmung der dort anwesenden Rigaschen und Revalschen Kaufleute. Unter Iwan IV., dem Grausamen, wurde der deutsche Handel hier völlig unterbunden. Seit jener Zeit suchte er neue Wege.

Das Gemeinwesen Rigas hatte sich unter den glücklichen Handelsverhältnissen trotz mancher Angriffe von außen und Zwistigkeiten im Innern schnell entwickelt und mit ihm bildeten sich Rechtsverhältnisse aus, die in der Hauptsache dem örtlichen Leben entsprangen. Anfänglich stand ein bischöflicher Vogt an der Spitze des Stadtregiments, doch wußte die Bürgerschaft sich sehr bald der bischöflichen Bevormundung zu entziehen und besaß schon 1226 einen Rat, dessen Mitglieder sie aus ihrer Mitte wählte. Bischof Albert hatte seiner Stadt das gotländische Recht verliehen, das aber noch im 13. Jahrhundert durch das Hamburger Recht ersetzt wurde und aus dem sich schließlich ein eignes Rigasches Recht entwickelte, das in einer Dreiständeverfassung seinen eigentümlichen Ausdruck fand.

Diese alte Dreiständeverfassung Rigas — Bürgermeister und



Abb. 25. Der alte Gildensaal im Hause der großen Gilde.

Rat, die Bürgerschaft der großen (Kaufmanns-) Gilde und die der kleinen (Handwerker-) Gilde — wurde 1887 bei der gewaltsamen Russifizierung der Ostseeprovinzen gestürzt. Sie hatte das Gute gehabt, daß Kämpfe zwischen den Patriziern und den Zünften, wie sie deutsche Städte im Reich in mehr oder minder heftiger Art erlebt hatten, in Riga nicht zum Ausbruch kamen. An gelegentlichen Auflehnungen gegen den Rat, als die Exekutivgewalt, hat es allerdings auch hier nicht gefehlt. Bürgermeister und Rat residierten im Rathause, die Gilden in ihren Gildstuben. Rechtskräftige Beschlüsse konnten nur unter Zustimmung der gesamten Bürgerschaft oder ihrer Vertreter, der Ältesten, an deren Spitze je ein Ältermann stand, gefaßt werden.

Der Rat ergänzte sich aus der Ältestenbank der großen Gilde. Vorlagen des Rats in städtischen Angelegenheiten wurden auf den Gildstuben diskutiert und um die Bürgerversammlungen und die Zusammenkünfte ihrer „Ältesten“ zu ermöglichen, bedurfte man ausreichender Räumlichkeiten.

Es war daher eine empfindliche Strafe für die Stadt, als nach



Abb. 26. Die „Docke“ der großen Gilde.

ihrer Eroberung im Jahre 1330 durch den Ordensmeister Eberhard von Monheim dieser die beiden Gildstuben mit Beschlag belegte, wahrscheinlich um sie als vorläufige Residenz und Niederlassung des Ordens an Stelle des von den Bürgern zerstörten St. Jürgenhofes und zugleich als Pfand bis zur Aufführung des Ordensschlosses vor den Toren der Stadt zu benutzen. Der Rat mußte, um das Gemeinwesen nicht zu gefährden, schleunigst ein neues Gildenhaus aufführen und so entstand „dat nye hus“ am Markte, das jetzige Schwarzhäupterhaus, das 1334 zum erstenmal genannt wird. Erst am 2. Februar 1353, wahrscheinlich nach der Vollendung des neuen Ordensschlosses, das nun bis 1470 die Residenz der Ordensmeister blieb *), gab der Ordensmeister Goswin von Hericke den Gilden ihre „Stuben“ gegen eine vereinbarte Kaufsumme zurück.

Die beiden Gildstuben, heute gewöhnlich als die große und die kleine unterschieden, werden auch als die Marien- und die St. Johannisgilde bezeichnet. Zur Zeit ihrer Gründung begegnete man ihnen unter dem Namen der „Stuben von Münster und Soest“. Möglich, wie der Chronist Joh. Gottfr. Arndt schreibt, daß die Rigasche Bürgerschaft damit ihre erste Heimat hat entdecken wollen. — Trotz der geänderten Rechtsverhältnisse haben die Gilden auch heute ihre Bestimmung noch nicht völlig eingebüßt, denn es gibt eine große Anzahl privater Wohltätigkeitsanstalten zu verwalten und dadurch hat der Zusammenschluß der Bürgerschaft, wenn diese auch seit der Aufhebung der alten Verfassung politisch entmündigt ist, doch nie aufgehört. In der „kleinen“ Gilde sind es ähnliche Zwecke und außerdem die Interessen der noch fortbestehenden Handwerksämter, die neben geselligen Unternehmungen verschiedener Art den Zusammenhalt ermöglichen.

*) 1470 wurde die herrmeisterliche Residenz nach der Burg Fellin verlegt und 1484 die Burg Wenden von Wolter v. Plettenberg zum Sitz des Ordensmeisters gewählt.

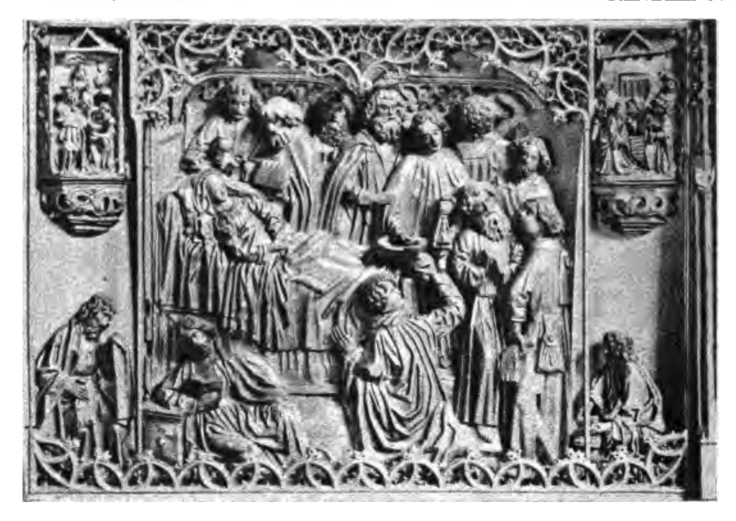


Abb. 27. Rest eines Schnitzaltars im Saale der großen Gilde.

Die jetzigen Gebäude der beiden Gilden gehören bereits der Neuzeit an. Man kann sie als die ersten Zeugen der Entwicklung Rigas zur Großstadt ansehen, die mit der Niederlegung der alten Festungswälle ihren Anfang nimmt. Die große Gildstube wurde nach den Plänen des Professors der Petersburger Kunstakademie Karl Beyne erbaut und 1854 im Rohbau vollendet. Durch den Krimkrieg, der sich durch die Blockierung des Hafens auch hier bemerkbar machte, mußte der Bau unterbrochen werden; 1857 wurde er wieder aufgenommen und 1859 vollendet. Mit vielem Geschick hat der Baumeister den mittelalterlichen Gildensaal mit dem Neubau vereinigt und dadurch der Stadt ein künstlerisch, mehr aber historisch bedeutsames Werk erhalten. Der Saalbau gehört der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Er ist zweischiffig; sechs Steinsäulen stützen die Kreuzgewölbe, von denen zehn über quadratischem Grundriß errichtet sind, wogegen die äußern vier eine oblonge Form haben. Diese Abänderung ist eine Folge des letzten Umbaues. Doch scheint der Saal bereits im Mittelalter, im Laufe des 14. Jahrhunderts, einen Umbau, eine Vergrößerung, erfahren zu haben, denn vier Säulen zeigen an ihren Kapitellen die ältere Form der abwärts gekehrten abge-



Abb. 28. Gotischer Kronleuchter aus dem Hause der kleinen Gilde; jetzt im Dommuseum.

stumpften Pyramide, die beiden andern eine knaufförmige gotisierende Ausbildung. Möglich, daß diese Vergrößerung des Saales nach der Rückerwerbung der Gildstuben vorgenommen wurde.

Die bescheidene Ausstattung des Saales, bis auf die moderne Bemalung der Wände und Gewölbe, gehört zum größten Teil dem 17. Jahrhundert an, so die hübsche eichene Tribüne der Stadtpfeifer und die schönen messingnen Kronleuchter. Das aus Eichenholz geschnitzte und bemalte Marienbild, die sog. Docke, unter der stehend, gleichsam unter ihrem Schutze, der Dockmann, das ist der Sprecher der Gilde, vor der Bürgerschaft seines Amtes zu walten hat, stammt aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts (Abb. 26).

An die alte Gildstube grenzt die sog. Brautkammer, ein beim Neubau mit Benutzung älterer Kunstfragmente hergestellter kleiner Saal. Bei den Hochzeitsfesten der Bürger, die während des 16. und 17. Jahrhunderts größtenteils auf der Gildstube abgehalten wurden, diente die Brautkammer den jungen Eheleuten zum Aufenthalt während der Brautnacht. Ein schöner Kamin vom Jahre 1633 verleiht diesem Gemach eine besondere Zierde.

Erwähnung verdient der über der vom Saal zur Brautkammer führenden Tür angebrachte Rest eines Schnitzaltars vom Ende des 15. Jahrhunderts, den Tod Mariä darstellend (Abb. 27).

Die äußere Architektur des Gildenhauses zeigte vor dem Umbau die Formen der nordischen Renaissance vom Ende des 17 Jahrhunderts mit mächtigen Volutengiebeln. Die Architektur des Neubaues lehnt sich an den sog. Tudorstil, doch hat ihn der Künstler in freier genialer Weise verwendet und sein Werk durch eine kräftige Formengebung zu monumentaler Wirkung gesteigert. —

Ein in den letzten Jahren unternommener Erweiterungsbau ist ebenfalls in gotischen Formen ausgeführt, doch im Gegensatz zum Hauptbau hat man Formen der französischen Spätgotik zum Vorbild genommen. Diese sind zwar mit vielem Geschick verwertet, doch bringen sie ebensowenig das Wesen eines norddeutschen mittelalterlichen Gildehauses zum Ausdruck wie die englisierende Architektur des Hauptbaues. Dem deutsch - mittelalterlichen Charakter des Gildenwesens, der über diesem vom lauten Straßenverkehr nur wenig berührten Fleckchen Erde gewissermaßen in der Luft liegt, entsprechen beide nicht.



Abb. 29. Das Schwarzhäupterhaus vor dem letzten Umbau.

Auch der Neubau der benachbarten „kleinen“ oder St. Johannisgilde ist in gotischen Formen durchgeführt, die zwar mehr deutschen Charakters sind, aber unter der Einwirkung der wuchtigen Architektur des Hauses der großen Gilde fast erdrückt erscheinen. Das Gebäude wurde in den Jahren 1864 bis 1866 nach den Plänen des Rigaschen Stadtbaumeisters Johann Daniel Felsko (1813—1902) aufgeführt.

Das ehemalige städtische Gildenhaus am Markt, das „neue Haus“, befindet sich jetzt im Besitze der Gesellschaft der Schwarzhäupter. Die Gesellschaft, eine Vereinigung der unverehelichten deutschen Kaufleute, führt die Bezeichnung zurück auf den Mohrenkopf des heil. Mauritius in ihrem Wappen. Schutzpatron der Schwarzhäupter war auch der heil. Georg.

Im Mittelalter waren es wohl hauptsächlich die Kaufgesellen, die noch nicht selbständigen Kaufleute, die sich unter ihren Schutzpatronen St. Georg und St. Mauritius zusammenfanden. Solcher Gesellschaften gab es im alten Livland fast in allen Städten; poli-




Abb. 30. Die Beischlagsteine am Schwarzhäupterhause.

tische Bedeutung haben sie indessen nie gehabt, obwohl sie gelegentlich, wie die Revaler Schwarzhäupter in Helm und Harnisch zur Abwehr feindlicher Angriffe auf die Stadt mit den Bürgern gemeinsam ausritten. Die älteste der Schwarzhäuptergesellschaften ist die zu Reval, die bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts bestand und im Jahre 1407 vom Rat ihre offizielle Bestätigung erhielt. Die Rigasche Gesellschaft erhielt 1416 ihren Schragen.

In diesem städtischen Gildenhause hatten die Schwarzhäupter schon seit den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts das Hauptgeschoß gegen eine jährliche Rente von 40 Mark zu sieben Lot Silber inne; im Jahre 1713 ging das Haus völlig in ihren Besitz über. Auch

an diesem Gebäude ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Anfänglich ein einfacher Ziegelbau, dessen Untergeschoß von kleinen „Buden" (Verkaufsläden) eingenommen war; darüber das Hauptgeschoß mit dem Gildensaal und einigen Nebenräumen und über dieses sich erhebend das mächtige Dach mit den vier Speicherböden, beseitet zum Marktplatz hin mit einem nischengezierten Staffelgiebel, zur Rückfront mit einem der Dachneigung folgenden, ebenfalls mit Spitzbogennischen versehenen Giebel. Vor dem Eingange zum Gildensaal eine Freitreppe in der Art der Danziger Beischläge. So läßt sich am Gebäude selbst und aus älteren Abbildungen der ehemalige Zustand erkennen. Im 17. Jahrhundert erhielt der Marktgiebel seine Verzierung durch ein krauses Volutenwerk mit kleinen Spitzsäulen, Figürchen und drei eisernen vergoldeten Bekrönungen, deren mittlere in der Figur des aus Kupfer getriebenen und vergoldeten Drachentöters St. Georg endigt. Ihn hatte der Ältermann der Rigaschen Goldschmiede Eberhard Meyer (Meister seit 1600, † 1643) angefertigt und das Amt der Goldschmiede brachte ihn 1622 „der löblichen Kompagnie der Schwarzen Häupter" als Geschenk dar. Der Ältermann Peter Öfking aus Lübeck stiftete das schöne Portal, das leider nur noch in einer Zeichnung erhalten ist. 1622 wurde auch am Giebel das große Calendarium perpetuum angebracht.



Abb. 31. Aus dem Silberschatz der Schwarzhäupter.

Die Neuzeit hat manches an dem alten Bau geändert, ohne ihn dadurch zu verschönern. Besonders störend und die Monumentalität des Hauses schädigend wirken die vorgebauten Läden durch ihre aufdringliche Architektur und das zwischen ihnen eingeklemmte Portal, in dessen Seitenpfeiler zwei alte Skulpturen vom ehe-



Abb. 32. Aus dem Silberſchatz der Schwarzhäupter.

maligen Beiſchlag eingemauert ſind (Abb. 30). Sie ſtammen aus dem Jahre 1522, ſind künſtleriſch nicht gerade bedeutend, aber doch recht intereſſant. Auf dem einen ſieht man die Madonna mit dem Jeſusknaben in Flachrelief, darüber in einem achteckigen Felde das Stadtwappen; auf dem anderen einen Schwarzhäupterbruder in Turnierrüſtung und über ihm das Wappen der Geſellſchaft: den Mohrenkopf des heil. Mauritius. Unter den Figuren ſind in den



Abb. 33. Aus dem Silberſchaꜩ der Schwarzhäupter.

Stein Verhaltungsmaßregeln für die das Schwarzhäupterhaus Beſuchenden eingemeißelt. Unter der Figur des Gewappneten lieſt man: de uppe dessen hoef gheyt dorch prys vnde vverdycheit, de sy hoevis yn synen reden, deyt he des nycht he vvert ghemeden. noch segge yck dy mer vves hoeves vnde betale dyn ber, lat dyn klappen, dat ber dat volget dem tappen.

Die Ausſtattung des großen Gildenſaales hat man ſich nach erhaltenen, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts ſtammenden Skizzen einzelner Teile ähnlich der des Hauſes der Schiffergeſellſchaft in Lübeck zu denken, mit derben Tiſchen und Bänken, die für einzelne Genoſſenſchaften, zu denen die Schwarzhäupter in Beziehung ſtanden, durch Schranken von den übrigen getrennt waren. Die leꜩten Reſte dieſer Ausſtattung verſchwanden zu Ende des 18. Jahrhunderts, um modernen Einrichtungen Plaꜩ zu machen.

Ein köſtlicher Beſiꜩ der Schwarzhäupter aber iſt ihr herrlicher Silberſchaꜩ. Als älteſtes Stück iſt ein Reliquiar hervorzuheben, eine 5600 g ſchwere, ſilberne Statue des heil. Georg, die die



Abb. 34. Aus dem Silberschatz der Schwarzhäupter.

Schwarzhäupter im Jahre 1503 bei dem Goldschmied Berndt Heyneman (von 1491—1514 nachweisbar) in Lübeck bestellten (Abb. 31). Sie ist inschriftlich 1507 vollendet worden. — Hervorragende Werke Augsburger Goldschmiede sind ferner zwei silberne Tafelaufsätze; der eine, von Sebastian Mylius († 1722), stellt den König Gustav Adolf von Schweden zu Pferde dar, ein Geschenk des schwedischen Generalgouverneurs von Livland, Grafen Gustav Horn, das er gelegentlich der Aufnahme seines Sohnes in die Gesellschaft der Schwarzenhäupter dieser verehrte; den anderen, den heil. Mauritius, auf einem Seepferd darstellend, schuf Johann Sebastian Mylius († 1727) (Abb. 32). Augsburger Arbeit ist auch eine große ovale Prunkschüssel mit dem Wappen der Stifter auf dem Rande und einem Relief, Phaëton im Sonnenwagen vom Blitz des Zeus getroffen (Abb. 33). Unter den vielen vorzüglichen Arbeiten Rigascher Goldschmiede zeichnen sich vor allem die getriebenen Humpendeckel des Johann Georg Eben aus. Er fertigte sie im Auftrage der Schwarzhäupter zur Erinnerung an die glorreichen Schlachten Karls XII. So stellt ein Deckel den siegreichen Entsatz von Narva vor, der zweite die Schlacht bei Riga am 9. Juli 1701, der dritte das siegreiche Gefecht bei Gemaurthof am 17. Juli 1705 unter dem schwedischen Feldherrn Grafen Adam Ludwig Loewenhaupt. Der geniale Meister, der auch die drei Pfund schweren goldenen Schlüssel anfertigte, die der Rigasche Rat am 14. Juli 1710 dem russischen Feldmarschall Grafen Scheremetjew bei seinem Einzuge nach der

Kapitulation der Stadt als Ehrengeschenk überreichte, erlag leider in demselben Jahre der verheerenden Pest. Auch die Arbeiten anderer Rigascher Goldschmiede des 17. und 18. Jahrhunderts, wie Georg Dechant, Christopher Dey und Jürgen Linden verdienen Beachtung.



Abb. 35. Aus dem Silberschatz der Schwarzhäupter.

∴ ∴ ∴

Das erste **Rathaus** hatte in der Kaufstraße gestanden. Die Vollendung des neuen am Markt wird um 1350 erfolgt sein, denn in diesem Jahre wurde das ältere Gebäude vom Rat verkauft. Über das Aussehen dieses zweiten Rathauses kann man sich nur nach vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen und nach dem Molynschen Stich von 1612 ein ungefähres Bild machen. Lauben im Erdgeschoß, der große Bürgersaal, die Ratsstube, die Schreiberei und die Kämmerei werden genannt. Der Turm wird erwähnt, ein Marienbild an der Außenwand, das um 1466 Johann von der Lynen malt, und vor dem Hause die Rolandsäule. Den ganzen Apparat eines deutschen mittelalterlichen Rathauses sieht man vertreten.

Eintretende Baufälligkeit, mehr noch die Enge des Gebäudes forderte um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebieterisch einen Neubau, der trotz der schwierigen Finanzlage der Stadt, die sich von den Schlägen des nordischen Krieges nur langsam erholte, im Jahre 1750 nach den Plänen des Ingenieur-Oberstleutnants **Friedrich v. Oettinger** begonnen wurde. Die Baukosten mußten zum größten Teil aus freiwilligen Beiträgen der Bürgerschaft gedeckt werden; zum Teil wurden sie von der Kaufmannschaft übernommen, für die die Hälfte des Untergeschosses zur Börse eingerichtet wurde. Infolge dieser Finanznot verzögerte



Abb. 36. Der Rathausplatz um 1830. (Nach Lithographie.)



Abb. 37. Das Rathaus nach dem Umbau von 1850.

ſich die Vollendung bis zum Jahre 1765. Das Äußere iſt dieſen Zuſtänden entſprechend einfach, doch nicht ohne Würde. Die 60 m lange Hauptfront gliedern wirkſam drei Riſalite, von denen das mittlere durch einen Dreiecksgiebel und einen auf toskaniſchen Säulen ruhenden Altan kräftig betont iſt. Über der Mitte des Daches erhebt ſich ein zierliches Uhrtürmchen. Das Innere iſt ohne höhere künſtleriſche Bedeutung.

Zur Feier der Vollendung des Rathauſes ſchrieb Herder, der damals noch als Lehrer an der Domſchule wirkte, die den Tag der Rathauseinweihung ebenfalls feſtlich beging, als Programm: Haben wir noch jetzt das Publikum und das Vaterland der Alten.

Im Jahre 1850 wurde dem Gebäude ein drittes Geſchoß hinzugefügt.

Als Erinnerung an das alte Rolandsbild, das einſt vor dem Rathauſe ſtand, haben im Jahre 1896 die umwohnenden Bürger einen von einer Rolandsfigur gekrönten Brunnen errichten laſſen.



Abb. 38. Die Börse.

Wie lebhaft und farbenprächtig das Marktplatzbild war, als noch das alte Rathaus und das 1597 ihm südwestlich angebaute Kanzeleigebäude standen, als die „Stilisierung" der meisten Privatbauten am Markt noch nicht geschehen war, als noch die alte Wage auf dem Markt stand und auch „Der Kak," die Schandsäule, noch als Zeichen strafender Gerechtigkeit vorhanden war, das läßt sich nachempfinden bei einem Blick auf den Ziegelbau des Schwarzhäupterhauses mit seinem glitzernden Schmuck von eisernen vergoldeten Bekrönungen, auf den krausen Wechsel der ragenden Giebel und Ziegeldächer und auf den über sie hinauswachsenden herrlichen, das ganze Bild machtvoll beherrschenden Turm von St. Peter. Es ist zu beklagen, daß infolge des Eindringens der abscheulichen marktschreierischen Firmenschilder und diesen ähnlichen Fassadenbemalungen der intime Reiz solcher Straßenbilder immer mehr zerstört wird.

∴ ∴ ∴

Die anfängliche Besiedelung des Stadtgebietes wird sich in nichts von dem unterschieden haben, was wir in dieser Beziehung



Abb. 39. Das erste Stadttheater.

von deutschen Städten wissen. Das mit Stroh gedeckte, dem niedersächsischen oder westfälischen Bauernhause (je nach der Herkunft der Zuzügler) ähnliche, aus rohen Balken aufgeschichtete Haus mit einer großen Diele, worin sich der Herd befand, und einigen wenigen Nebenräumen, wird auch hier die Behausung der ersten Bürger gebildet haben. Die allmählich eng aneinander gebauten, auf schmalen tiefen Grundstücken errichteten Wohngebäude wurden wiederholt das Opfer großer Feuersbrünste. In den Jahren 1215, 1264, 1272 und 1293 wurden ganze Stadtteile in Asche gelegt. Nach dem letzten großen Brande erließ der Rat ein Gesetz, das den Holzbau in der Stadt fortan verbot. Nur der Steinbau und der Fachwerkbau wurden gestattet, besondere Regeln für die Länge, Höhe und Stärke der Mauern veröffentlicht; mit Steinen sollten fortan die Häuser gedeckt werden und wenig Bemittelten sagte der Rat Beihilfe zu durch freie Lieferung von Ziegeln aus den städtischen Ziegeleien. Die Anzahl der zu liefernden Ziegel sollte von der Größe des Bauwerks abhängig gemacht werden. Scheidemauern durften gemeinschaftliche sein; Brandmauern wurden verlangt und die „utluchte," die erkerartigen, auf die Straße vorspringenden Ausbauten verboten, wie sie heute



Abb. 40. Porträt des Dr. Lib. v. Bergmann. Rötelzeichnung von W. v. Budberg.

noch an vielen alten Häusern niedersächsischer Städte angetroffen werden.

Von Bürgerhäusern aus der gotischen Bauperiode ist nichts Vollständiges erhalten; hier der Rest eines mit Spitzbogenblenden gezierten Giebels, dort der Rest einer Diele, oder ein altes Kellergewölbe. Wir würden uns kaum eine Vorstellung von dem Aussehen eines Rigaschen Bürgerhauses aus gotischer Zeit machen können, wenn nicht erhaltene Zeichnungen und Beschreibungen und ein Vergleich dieser mit den hier und da noch vorkommenden Resten die Möglichkeit einer Rekonstruktion böten. In einem 1595 in Leipzig erschienenen „Encomium inclitae civitatis Rigae", dessen Verfasser der Rigasche Arzt und Dichter Basilius Plinius († 1604) ist, wird dem Rigaschen Bürgerhause eine rühmende Beschreibung zuteil.

Die verhältnismäßig kurze schwedische Herrschaft hatte in künstlerischer Beziehung nicht viel Neues und Bedeutendes zu leisten vermocht. Wir sehen die bauliche Tätigkeit im allgemeinen auf die Wiederherstellung und Umgestaltung der während der Belagerung der Stadt zerstörten Wohnhäuser beschränkt; die der Straße zugekehrten Giebel werden im Geschmack der Zeit umgeändert und ein von antiken Säulen oder Pilastern beseitetes Portal mit dem beliebten Voluten- und Figurenschmuck wird gern an die Stelle der alten gotisch gebildeten Eingänge gesetzt. Neubauten entstehen im ganzen wenig und von diesen können nur einzelne auf höhere künstlerische Bedeutung Anspruch erheben. Zwei mögen genannt sein, die Häuser Nr. 2 und 21 in der Marstallstraße.



Abb. 41. Das städtische Kunstmuseum.

Das von einem aus Holland stammenden Großkaufmann Ernst Metsu, der 1699 als Metsue v. Dannenstern nobilitiert wurde, erbaute Haus Nr. 21 ist zweigeschossig. Eine Kolossalordnung von korinthischen Pilastern, die ein wohlproportioniertes Gebälk tragen, fassen die Geschosse zusammen. Zwei mit Dreiecksgiebeln abgeschlossene Risalite lassen die an ihnen angeordneten schönen Portale wirkungsvoll hervortreten und geben zugleich dem mit engerer Achsenteilung versehenen Mittelbau eine kräftige Einfassung. Die Architektur trägt den Charakter der holländischen Kunst jener Zeit und vermutlich ist das Haus nach dem Entwurf eines holländischen Baumeisters errichtet worden, der sich die etwas trockene klassizistische Richtung eines Jakob van Campen zum Vorbild nahm.

Das andere Haus ließ der aus Lübeck stammende, spätere Rigasche Ratsherr Johann Reutern in den Jahren 1683 bis 1685 errichten. Es hat zwei Hauptgeschosse und ein niedriges Obergeschoß, die ebenfalls eine Kolossalordnung — hier jonische Pilaster — zusammenfaßt. Über den vier innern Pilastern liegt ein Dreiecksgiebel, der den Namenszug des Erbauers, umgeben von



Abb. 42. Lübecker Meiſter von 1524. Altar mit den Porträts des Lübecker Ratsherrn Hinrich Kerkring und ſeiner Frau Katharina Joris.

Palmenzweigen, trägt. Etwas unmotiviert legt ſich um das Mittelfenſter des Hauptgeſchoſſes eine breite Fruchtgirlande. Schwungvoll iſt das von Säulen eingefaßte Portal komponiert. Man hat wegen der architektoniſchen Übereinſtimmung dieſes Portals mit denen an der Weſtfront der Petrikirche die Vermutung ausgeſprochen, der Kirchenbaumeiſter Rubbert Bindenſchu ſei auch der Erbauer des Reuterſchen Hauſes. Das iſt jedoch fraglich; denn die noch erhaltenen Entwürfe zu den Portalen der Petrikirche ſind, wie ſchon berichtet wurde, 1686 von dem Steinmetzen Hans Walter angefertigt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts trug die jenſeits der Grenze neu erwachende Literatur einen friſchen Lenzeshauch auch wieder durch Livland. Der durch die Kriege lange unterbrochen geweſene geiſtige Verkehr wurde wieder rege. Deutſche Gelehrte, zu Lehrern und Predigern berufen, kamen wieder ins Land; der Zug der baltiſchen Jugend auf die deutſchen Univerſitäten nahm wieder zu, und in Riga, wie in der benachbarten herzoglichen Reſidenz Mitau, ſehen wir neues geiſtiges Leben erblühen, das auch die Kunſt neue Schößlinge treiben läßt. — In Riga findet ſich in dem gaſtlichen Hauſe des feinſinnigen Ratsherrn Johann Chriſtoph Berens ein Kreis bedeutender Männer zuſammen, deſſen



Abb. 43. Christ. van der Laenen: Der verlorene Sohn.

Hauptzierden Joh. Gottfried Herder und Joh. Georg Hamann ſind, zu denen ſich als markante Perſönlichkeit noch Joh. Friedrich Hartknoch, der Verleger der Werke Kants, Herders und Hamanns geſellt.

Neben der Literatur und den Wiſſenſchaften, die vor allem die Geiſter beſchäftigten, werden die ihr zunächſt ſtehenden Künſte, die Malerei (dieſe namentlich als Porträtkunſt) und die Kunſt des Grabſtichels gepflegt. Es entſtehen Sammlungen von Gemälden und Werken der graphiſchen Künſte, man legt naturwiſſenſchaftliche Sammlungen und Büchereien an, man ſammelt Altertümer und Kurioſitäten. Die Antike beherrſcht die geſellſchaftliche Stimmung. Mit ſteigendem Intereſſe verfolgt man die Entwickelung der deutſchen Literatur, lieſt man die kunſtwiſſenſchaftlichen Themata Johann Jakob Winckelmanns, Leſſings, Hagedorns. Zu einer Pflege der Baukunſt dagegen fehlt es immer noch an den nötigen Mitteln und die Skulptur bleibt auf geringe Sepulchralarbeiten beſchränkt. —

Während in dem benachbarten Kurland unter dem bauluſtigen Herzog Ernſt Johann Biron die herzoglichen Schlöſſer zu Ruhenthal und Mitau von dem Architekten des ruſſiſchen Hofes Grafen Bartolomeo Francesco Raſtrelli der Vollendung entgegengeführt werden, Künſtler, wie die Maler Graf Pietro Rotari und Fran-



Abb. 44. Wijbrandt de Geeſt: Porträt.

cesco Fontebasso Beſchäftigung finden, während des Herzogs Sohn und Nachfolger, Herzog Peter, troţ des faſt unausgeſeţten Haders mit ſeiner widerharigen Ritterſchaft noch Luſt und Mittel findet, ſeine Sommerreſidenzen künſtleriſch auszubauen und zu



Abb. 45. G. Lunders: Kartenſpieler.

ſchmücken, ein Theater zu unterhalten, der Stadt Mitau in dem Gymnaſium illuſtre durch ſeinen Hofbaumeiſter Severin Jenſen ein prächtiges Denkmal zu ſchenken, tüchtige Maler wie Friedrich Hartmann Bariſien, Leonhard Schorer, Gottlob Becker, den Kupferſtecher Samuel Kütner und andere zu beſchäftigen, iſt in Riga der Stadtwerkmeiſter Chriſtoph Haberland der einzige Künſtler von Bedeutung. Wir haben von ihm die alte Stadtbibliothek im ehemaligen Domkloſter und die Kanzel der St. Petrikirche kennen gelernt. Eine Anzahl ſchöner Wohngebäude, darunter ſein eigenes und die Kirche des Stadtgutes Katlekaln, ein hübſcher Rundbau, ſind heute noch die Zeugen ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit.

Die Kunſt der Malerei, ſpeziell die der Porträtmalerei, wurde am Ausgang des Jahrhunderts nur durch einige aus Deutſchland eingewanderte Künſtler vertreten, unter denen Gerhard v. Kügelgen der bedeutendſte war.

In Kurland brach das Kunſtleben mit der Reſignation des Herzogs Peter 1795 jäh ab. Das Herzogtum ſank zur gouvernemental regierten ruſſiſchen Provinz herab und was die herzog-



Abb. 46. Qu. van Brekelenkam: Die kranke Frau.

liche Zeit an Kunſtwerken im Lande hervorgebracht hatte, ließ die neue Regierung, um alte Erinnerungen abzuſchwächen, gefliſſentlich untergehen.

Darunter litt auch das benachbarte Riga, das in künſtleriſcher Beziehung immerhin an dem herzoglichen Hoflager einen Halt gehabt hatte. Die Mehrzahl der wiſſenſchaftlich und künſtleriſch begabten Männer ſuchte jenſeits der Weſtgrenze geeignetere Tätigkeitsfelder auf, wie Reinhold Lenz, der begabte unglückliche Dichter, Magnus v. Stackelberg der Maler und Archäolog, Karl Graß der Maler und Dichter u. a. —

Die Eröffnung der Landesuniverſität Dorpat führte zwar im Jahre 1802 einen neuen kräftigen Strom von deutſchen Gelehrten ins Land, doch nun ſchlug das geiſtige Leben auch in der kleinen Univerſitätsſtadt am Embach ſeinen Hauptſitz auf, um allmählich von hier aus wieder ins Land auszuſtrahlen.

Unter dieſem Einfluß und unter dem mit dem aufblühenden Handel ſich bildenden Wohlſtande erwachte in Riga um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue künſtleriſche Tätigkeit, die ihren



Abb. 47. L. de Jonge: Familienſzene.

erſten Ausdruck findet in den von uns ſchon beſprochenen Bauten der Gilden, zu denen ſich dann noch der Prachtbau der Börſe — 1853 nach den Plänen des Profeſſors Harald Boſſe (1812—1894) begonnen und im Stil der venezianiſchen Renaiſſance erbaut — geſellt, dann auf das Gebiet des Privatbaues übergreift und ſchließlich zur Sprengung des die Stadt einengenden und an Ausdehnung hemmenden Feſtungsgürtels führte.

Im Jahre 1857 begann man mit der Abtragung der Feſtungswälle, an deren Stelle jene prachtvollen Gartenanlagen traten,



Abb. 48. Jan Porcellis: Marine.

die ebenſo der Stolz des Rigenſers wie die Bewunderung des Fremden ſind.

Je weniger ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Verlangen nach einer Betätigung auf dem Gebiet der Malerei und der Skulptur hervortrat, je weniger Anlaß zu bedeutenden architektoniſchen Schöpfungen gegeben war, um ſo mehr wandte ſich die Geſellſchaft unter der Vorherrſchaft der Literatur der darſtellenden Kunſt und der Muſik zu. Die Erfolge der deutſchen Bühnen, dazu die Unternehmungen Auguſts v. Kotzebue auf ſeinem Gute Schwarzen in Eſtland und in Reval, ſie blieben auch in Riga nicht ohne Nachahmung. Ein begeiſterter Anhänger der darſtellenden Kunſt, der Wirkliche Staatsrat Baron Otto Hermann v. Vietinghof, erbaute 1780 für eigene Rechnung ein kleines Theater in der Königsſtraße, das unter ſeiner Leitung am 15. September 1782 mit der Aufführung von Leſſings Emilia Galotti eröffnet wurde. Dieſes kleine Theater hat manche Größe auf ſeinen Brettern geſehen; manches Genie hat von hier ſeinen Aufſtieg genommen. Es ſei nur erinnert an Richard Wagner, der hier, während Karl v. Holtei als Direktor an der Spitze ſtand, ſeine



Abb. 49. Karl Spitzweg Der alte Kommandant

erste bedeutende Oper „Rienzi“ schuf, und an Konradin Kreutzer, den unvergessenen Liederkomponisten.

Nach der Niederlegung der Wälle wurde der Bau eines neuen städtischen Theaters auf der ehemaligen Pfannkuchenbastion beschlossen und Professor Ludwig Bohnstedt, der damals noch als Lehrer an der Kunstakademie in Petersburg wirkte, mit dem Entwurf betraut. Man sieht dem Gebäude, das von 1860—1863 entstand, die Schinkelschule und den Einfluß des Berliner Schauspielhauses an. In seinem Äußern sehr maßvoll in der Verwendung dekorativen Schmuckes, ist die Hauptwirkung auf die fein abgewogenen Massen gelegt. Die den Wallanlagen zugekehrte Anfahrtsseite ist durch eine jonische Tempelfassade ausgezeichnet, die sich zwischen die pylonenartig gebildeten Eckpartien schiebt und die Schmalwand des Logenhauses zum Hintergrund hat.

Während hier alles klassische Ruhe atmet, leidet das Äußere des von 1900—1902 entstandenen zweiten (russischen) bedeutend kleineren Stadttheaters an einer Überladung mit Ornamenten. Die Stilblüten Rigascher Architektur des 18. Jahrhunderts sind hier zu einem prunkenden Strauß zusammengesucht worden.

Den mit der zunehmenden Entwickelung der Stadt immer dringender werdenden baukünstlerischen und technischen Anforderungen wurde durch die Gründung einer polytechnischen



Abb. 50. A. Feuerbach: Die Kreuzabnahme.

Hochschule entsprochen, ebenso das gesteigerte Bedürfnis nach Mittel- und Elementarschulen durch die Aufführung einer Anzahl sehenswerter Bauten befriedigt. Und obgleich durch die seit dem Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unnachsichtlich und oft hart betriebene Russifizierung der bisher deutschen Schulen das Band zerschnitten wurde, das diese Anstalten mit den vorsorglichen Ständen, denen sie ihr Dasein verdankten, verband, blieb dennoch das Bestreben bestehen, der heranwachsenden Jugend, wo sich die Möglichkeit dazu bot, in künstlerisch schön ausgestatteten Schulhäusern das Wesen deutscher Bildung durch die Anschauung deutscher Kunst zu erhalten. Zeugnis dessen ist der Prachtbau der Kommerzschule, den in den Jahren 1902—1905 das Rigasche Börsenkomitee von dem Architekten Wilhelm Bockslaff errichten ließ.

Auch der Kirchenbau blieb während dieser Zeit nicht zurück. Aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts stammen noch zwei interessante Holzkirchen: Die lutherische Jesuskirche in der Moskauer Vorstadt und die russische Alexander-Newski-Kirche in der Petersburger Vorstadt. Der Grundriß der erstgenannten bildet ein Achteck mit vier ins Kreuz gestellten Anbauten, von denen der größere als Turm mit einem viersäuligen Portikus davor ausgebildet ist. Die russische Kirche ist ein Rundbau mit Kuppel und drei viersäuligen Portiken. Unter den Kirchen der Neuzeit sind von höherer künstlerischer Bedeutung: Die von 1876 bis 1884 erbaute russische Kathedrale, ein imposanter fünf-



Abb. 51. F. Krüger: Der Reitknecht.



Abb. 52. Ludwig Richter: Tiberufer bei Aqua Acetosa.



Abb. 53. E. Landseer: Die Rast.

türmiger Ziegelbau in modern byzantinischem Stil, im Detail vielfach an ravennatische Vorbilder erinnernd, die lutherische Gertrudkirche, ein gotisierender Ziegelbau, 1865—1869, die in frühgotischen Formen erbaute Lutherkirche, 1888—1891 entstanden, und die neue Gertrudkirche, die 1906 geweiht wurde.

Malerei und Skulptur haben verhältnismäßig spät einen bescheidenen Aufschwung erlebt. Nicht daß es an Künstlern gefehlt hätte, aber man brachte ihren Arbeiten nur ein geteiltes Interesse entgegen, weil die Vorliebe für die darstellende Kunst und die Musik überwog. Zwar bestand seit 1816 ein Museum, das von einem kunstsinnigen Gelehrten, dem Oberpastor Dr. Liborius v. Bergmann, gegründet, mit der Stadtbibliothek vereinigt war. Doch auch dieses war nicht imstande, ein tiefer gehendes Interesse in größeren Volksschichten hervorzurufen. Es blieb der Tummelplatz weniger Gelehrten, deren kunstphilosophische und ästhetische Expektorationen in den „Rigaschen Stadtblättern", in den „Dörptschen Beiträgen" und im „Inland" wohl ihren



Abb. 54. Anton Graff: Porträt ſeines Töchterchens.

Niederſchlag fanden, im großen Publikum aber doch meiſtens unverſtanden blieben. Hier wurde nur noch das der Eigenliebe ſchmeichelnde Porträt begehrt und allenfalls den oft recht mangelhaft gezeichneten Städte- und Landſchaftsbildern gehuldigt, die durch die Lithographie, ſchwarz und farbig, maſſenweiſe in die Welt geſetzt wurden. Erſt in den ſechziger Jahren erfolgte wieder ein Umſchwung zum Beſſeren. Es konnte jetzt ſogar die Gründung einer ſtädtiſchen Gemäldegalerie ins Auge gefaßt werden, die durch Darbringungen einiger kunſtbegeiſterter Bürger ſchnell an Umfang gewann und im Jahre 1904 aus bis dahin gemieteten Räumen in ein eigenes von der Stadt errichtetes Muſeumsgebäude übergeführt werden konnte, das inmitten prächtiger Gartenanlagen neben der Kommerzſchule ſeinen Platz gefunden hat. Den Hauptbeſtandteil der Galerie bilden Werke holländiſcher Künſtler des 17. Jahrhunderts und deutſcher Meiſter der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts; vor allem aber ſoll es Werke von aus den baltiſchen Provinzen ſtammenden Künſtlern ſammeln. Die neueſten Erwerbungen nach dieſer Richtung umfaſſen Werke von Eduard v. Gebhardt, Eugen Dücker, Gerhard v. Roſen, Wilhelm Purvit, Jan Roſenthal, Karl v. Winkler, Hermann v. Engelhardt, Karl Bernewitz u. a.

Die Liebe zur Kunſt war wieder erwacht und die neuerliche



Abb. 55. Jakob Asmuß Karſtens: Allegorie auf Leſſing.

Eröffnung einer ſtädtiſchen Kunſtſchule entſprach nur einem inzwiſchen fühlbar gewordenen Bedürfnis.

Der Privatbau hat mit dem Wachſen der Stadt infolge der ſich immer mehr ausbreitenden Induſtrie eine gewaltige Ausdehnung gewonnen. Die alten beſcheidenen Bauten des 17. und 18. Jahrhunderts verſchwinden mehr und mehr, um vielgeſchoſſigen Koloſſen Platz zu machen. Die Zeit der hiſtoriſchen Stile hat auch hier vom Romaniſchen und Gotiſchen und durch alle Phaſen der Renaiſſance bis zum Empire ihre Zeugen hinterlaſſen und dabei oft die auffälligſten Gegenſätze zu ihrer Umgebung hervorgebracht, wie beiſpielsweiſe am Palaſt der livländiſchen Ritterſchaft zu ſehen iſt, der mit ſeiner dem Palazzo Strozzi abgeborgten Faſſade zu der nordiſchen Ziegelarchitektur der ihm gegenübergelegenen Jakobikirche und zu den kleinen Bürgerhäuſern der Kloſterſtraße auffallend kontraſtiert.

Einige Bauten der neueſten Zeit zeigen dagegen das Beſtreben, die ſogenannte moderne Kunſt in der abenteuerlichſten Weiſe zum Ausdruck zu bringen.

Rings um die Stadt dehnt ſich heute ein gewaltiger Ring von Fabrikanlagen der mannigfachſten Art. Immer weiter umzieht ſie das Netz der Eiſenbahngeleiſe, um den ſich raſtlos ſteigernden

Forderungen der Induſtrie und des Handels gerecht zu werden. Die Einwohnerzahl hat das dritte Hunderttauſend überſchritten, und aus des Biſchofs Albert beſcheidener „stat tho der ryge“ hat die Zeit eine der größten Induſtrie- und Handelsſtädte des ruſſiſchen Reichs erſtehen laſſen.

Der alte hanſeatiſche Charakter der Stadt, der uns noch aus dem großen Stich von 1612 entgegentritt, iſt faſt völlig verwiſcht; nur in den alten Kirchen mit ihren ragenden Türmen, und in einigen lauſchigen Winkeln und engen Gaſſen, die abſeits vom großen Verkehr liegen, grüßt den Suchenden noch die alte Zeit.



Stadtſiegel ſeit 1349.



Abb. 56. Reval von der Südseite um 1830.
Aquatinta von Th. Gehlhaar nach Karl v. Kügelgen.

REVAL

VON welcher Seite man sich auch dem alten Reval nähern möge, ob von Osten her mit der Eisenbahn, die in großem Bogen nach Süden sich wendend, die Stadt umzieht und an ihrer Nordwestseite mündet, oder von der See her, stets wird man ein entzückendes Städtebild vor Augen haben, das Bild einer deutschen altertümlichen Stadt, wie man es in Merians berühmter Topographie nicht schöner sehen kann. Malerisch strebt der Domberg auf mit dem alten Deutschordensschloß, der Domkirche und den bis an den Bergrand herantretenden Wohnhäusern; ostwärts, am Fuße des Domberges dehnt sich die eigentliche Stadt mit den trutzig ragenden Türmen der alten Stadtmauer und der Kirchen, die sich aus dem zackigen Gewimmel der Dächer und Giebel erheben. Auffällig kontrastieren zu dieser deutsch-mittelalterlichen Umgebung die goldglänzenden byzantinischen Kuppelbauten der russischen Kathedrale auf dem Domberge.

Die Eroberung des nördlichen Estlands ging von Dänemark aus. Schon im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts waren von den Dänen wiederholt Versuche gemacht worden das Estenvolk zu christianisieren und noch 1206 hatte König Waldemar versucht, sich

auf der Insel Ösel festzusetzen. Doch auch hier hatte er sich dauernd nicht behaupten können. Seinen auf die Unterwerfung Estlands gerichteten und trotz der bisherigen Mißerfolge nicht aufgegebenen Plänen kam Bischof Albert von Riga entgegen, allerdings ziemlich wider Willen. Alberts Entgegenkommen entsprang aus seinem Verhältnis zum Erzbischof von Bremen, dessen Streben nach der Metropolitangewalt über Livland er energischen Widerstand entgegensetzte, worauf jener mit einem Verbot des Zuzugs von Krieger- und Pilgerscharen nach Livland geantwortet hatte. Die bisher vom Orden der Schwertbrüder in das estländische Gebiet unternommenen Eroberungszüge waren ohne nennenswerten Erfolg geblieben, weil die benachbarten russischen Fürsten die Esten unterstützten, und die Kriegsmacht des Ordens zu einem Vorstoß auch gegen diese nicht ausreichte. Albert sah nicht nur seine Stellung als Oberherr der bereits dem Christentum unterworfenen Gebiete gefährdet, er sah sich auch in der weiteren Ausbreitung seiner Herrschaft gehindert. In der Herbeiziehung der dänischen Hilfe aber glaubte er den größten Teil des Errungenen retten zu können und die geistliche Oberhoheit auch über die estländischen Gebiete zu erhalten.

Im Juni 1219 landete König Waldemar auf 1500 Schiffen ein großes Heer in der Revalschen Bucht. Die auf dem Felsen am Meer, dem späteren Domberg, errichtete Estenburg Lindanisse wurde schnell erobert. Friedensverhandlungen begannen; die Esten nahmen vom König Geschenke entgegen und versprachen sich taufen zu lassen, sandten aber inzwischen Boten in die Landschaften Harrien und Revele, um das Volk zum Kampf gegen die eingedrungenen Eroberer aufbieten zu lassen. Drei Tage später, am Abend des 15. Juni, brachen die Esten an fünf Stellen zugleich in das Lager der keines Angriffs gewärtigen Dänen; ein heftiger Kampf entspann sich, der nur durch das rechtzeitige Eingreifen des Fürsten Wizlaw von Rügen mit seinen kampfgewohnten Scharen zugunsten der Dänen entschieden wurde. Die Sage schreibt den Sieg allerdings einem anderen Ereignis zu: dem inbrünstigen Gebet des Erzbischofs Andreas von Lund, der sich im Gefolge Waldemars befand. Als Zeichen seiner Erhörung fiel vom Himmel eine rote Fahne mit weißem Kreuz, der Danebrog, das heutige dänische Reichsbanner. — Das weiße Kreuz im roten Felde ist auch heute noch das Wappenzeichen Revals.

Die däniſche Herrſchaft ſollte nicht von langer Dauer ſein, weil Waldemar nach ſeinen erſten Erfolgen nun auch nach dem Beſitz der übrigen Landgebiete ſtrebte und dabei natürlich auf Widerſtand bei dem Orden und dem Biſchof ſtieß. Seine deutſchen Händel, die zu ſeiner Gefangenſetzung auf Schloß Dannenberg durch den Grafen Heinrich von Schwerin führten, gaben dem Orden Gelegenheit, die Dänen aus Eſtland zu verdrängen. Das bisher von ihnen eroberte Gebiet beſetzte der Orden und ließ es ſich vom deutſchen Kaiſer Heinrich VII. zu ewigem Beſitz verleihen. Der Domberg wurde befeſtigt und zu ſeinen Füßen begann ſich allmählich eine Niederlaſſung auszubreiten, die ſich raſch mit zum größten Teil über Wisby einwandernden Weſtfalen und Niederſachſen bevölkerte.

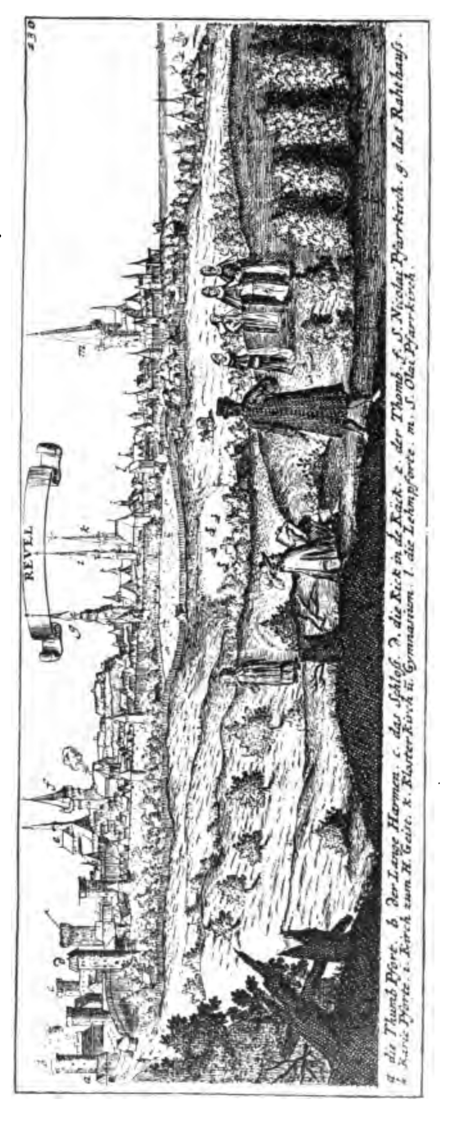


Abb. 57. Reval von der Südoſtſeite um 1630.

Doch auch die Ordensherrſchaft war nur eine vorübergehende, trotz der kaiſerlichen Verleihungsurkunde. Waldemar, aus der Haft des Schweriners befreit, verſtand es, ſeine Anſprüche auf Eſtland beim

päpſtlichen Stuhl nachdrücklich geltend zu machen; die Niederlage des Ordens durch die Litauer bei Saule (ſ. S. 39) kam ſeinen Wünſchen entgegen, und in einem am 7. Juni 1238 zu Stenby geſchloſſenen Vertrage wurden die Landſchaften Reval mit der Stadt, Harrien und Wierland der däniſchen Herrſchaft, die Landſchaft Jerwen aber dem inzwiſchen an die Stelle des Schwertbrüderordens getretenen Deutſchen Orden zugeſprochen.

Nun begann für Reval und die eſtländiſchen Landſchaften, die mit Dänemark als Herzogtum Eſtland verbunden wurden, eine lange Zeit des Friedens und damit der Entwicklung. Ein königlicher Statthalter, der Capitaneus, reſidierte im Schloß auf dem „Dom“; er ſtand dem Lande und auch der Stadt als oberſte Inſtanz vor. Trotzdem faßte das däniſche Element weder hier noch dort Wurzeln. Die neuen Zuzügler rekrutierten ſich nach wie vor aus Niederſachſen und aus Weſtfalen und als ſich in dem jungen Gemeinweſen am Fuße des Domberges das Bedürfnis nach einer Geſetzesſammlung herausſtellte, wählte man das Rigaſche Recht, das gehandhabt wurde, bis König Erich Plogpenning der Stadt 1248 das Lübiſche Recht verlieh. Auch die Machtbefugniſſe des däniſchen Statthalters wurden mit der Zeit beſchränkt. Das Anſehen der Stadt wuchs ſchnell durch die Verleihung einer Anzahl wichtiger Handelsprivilegien und ſonſtiger Vergünſtigungen der däniſchen Herrſcher. Die Königin Margarethe beſonders erwies der Stadt viele Gunſtbezeugungen, unterſtützte ſie nachdrücklich beim Bau der Stadtmauern, um ſich in ihr eine kräftige Stütze gegen die übermächtigen Vaſallen zu ſchaffen.

Im Jahre 1285 finden wir Reval ſchon im Hanſebunde.

Die immerhin kraftloſe Stellung des däniſchen Königshauſes in Eſtland, Zwiſtigkeiten mit den Vaſallen und andere unliebſame Ereigniſſe hatten bei den däniſchen Herrſchern wiederholt den Wunſch entſtehen laſſen, ſich des eſtländiſchen Beſitzes möglichſt vorteilhaft zu entäußern. Der unerwartet ausbrechende furchtbare Eſtenaufſtand in der Georgsnacht des Jahres 1343, dem eine große Anzahl von Deutſchen zum Opfer fiel, ließ dieſen Wunſch noch dringender erſcheinen. Das von einem 10000 Mann ſtarken Eſtenheer belagerte Reval wandte ſich an den Vogt von Åbo in Finnland um Hilfe, mit dem Verſprechen ſich Schweden zu unterwerfen. Bevor dieſer jedoch eintreffen konnte, bot der Ordensmeiſter Burchard von Dreienlewen den Bedrängten die Hand.

Er fiel ins däniſche Gebiet ein und ſchlug die Eſten in der Nähe Revals. Die ſchwediſche Hilfe erſchien zu ſpät; der Ordensmeiſter beſetzte die Hauptburgen des Landes und ſchickte ſich zum Entſatze von Hapſal an.

Am 16. Auguſt 1346 entband König Waldemar IV. die Stadt Reval ihres Treueides und am 29. Auguſt kam der Vertrag zwiſchen ihm und dem Deutſchen Orden zuſtande, wonach die däniſchen Beſitzungen in Eſtland und die Stadt Reval gegen eine Kaufſumme von 19000 Mark Silber kölniſchen Gewichts dem Hochmeiſter des Deutſchen Ordens, Heinrich Tusmer, übergeben werden ſollten. Im Jahre darauf übertrug der Hochmeiſter Land und Stadt dem livländiſchen Zweige des Deutſchen Ordens.

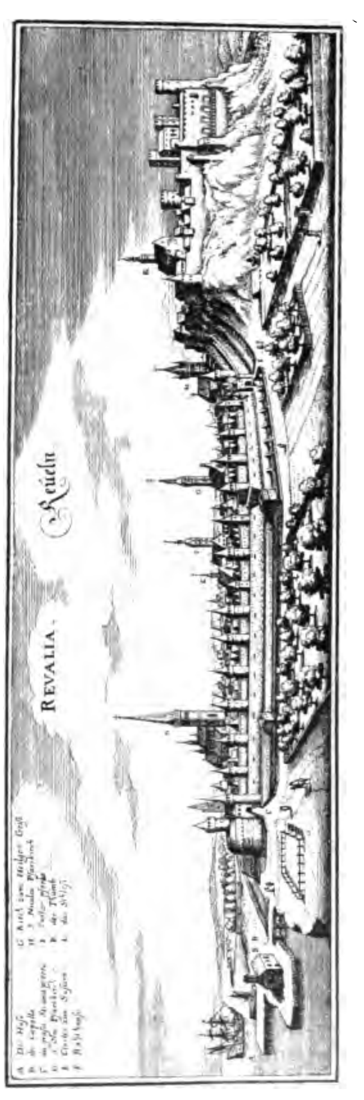


Abb. 58. Reval von der Nordſeite um 1650. Nach Adam Olearius.

Bis zum Untergang der livländiſchen Ordensregierung im Jahre 1562 blieben Eſtland und die Stadt Reval mit den übrigen Ordensgebieten verbunden. Der Auseinanderfall des Ordens trieb es dann, nachdem es vergeblich beim Deutſchen Reich um Hilfe nachgeſucht hatte, in die Arme Schwedens, unter deſſen Herrſchaft es langſam aber ſtetig von der ſtolzen Höhe, die es als reiche Hanſeſtadt erreicht hatte, herabſank. Schon unter Erich XIV. begann eine Reihe von Erpreſſungen und Plackereien, wie ſie die Stadt bis dahin nicht gekannt hatte.

Von Polen, in dessen Besitz Livland übergegangen war, wurden wiederholt Versuche gemacht, die Stadt zum Abfall von Schweden zu bewegen, und obgleich sie sich diesen Versuchungen gegenüber entschieden ablehnend verhielt, war das Mißtrauen Erichs nur schwer zu beseitigen. Auch unter König Johann gestaltete sich das Verhältnis nicht viel günstiger. Dazu verursachte die Abwehr der russischen Belagerungsheere unter dem Herzog Magnus von Holstein, der sich nach dem Wunsche seines Schwiegervaters, des Zaren, Livlands und Estlands bemächtigen sollte, um ein Königreich Livland, natürlich unter russischer Oberhoheit, zu begründen, der Stadt schwere Kosten, die ihr von Schweden keineswegs ersetzt wurden. — Die Unzuträglichkeiten der Personalunion zwischen Polen und Schweden unter Sigismund wurden, wie im ganzen Reiche, so auch in Reval schwer empfunden, und obgleich immer wieder neue Versuche gemacht wurden, die Stadt an Polen zu bringen, blieb diese dennoch ihrem Eide treu. Noch galt Reval als ein politischer Faktor, mit dem zu rechnen war, und in seinen Kriegen mit Rußland und Polen wußte König Karl IX. die Bedeutung Revals wohl zu schätzen. Doch schon unter Gustav Adolf, der nach siegreichen Kämpfen sich Livland, Ingermannland und Karelien unterworfen, und seine Waffen ruhmvoll bis in das Herz Deutschlands getragen hatte, begann mit der wirtschaftlichen auch die politische Machtstellung Revals zu sinken. Der Geist der alten Hanseaten war den Revaler Bürgern des 17. Jahrhunderts schon nicht mehr eigen. Gustav Adolf liebte die Stadt. Ein ganzes Jahr hatte er als Knabe auf dem Schloß gelebt und hat als König noch zweimal hier geweilt. Er versuchte verschiedenes, um ihrem schwindenden Wohlstand aufzuhelfen, aber seine Kriege kosteten Geld und die Stadt mußte hergeben, was sie noch hergeben konnte. Und sträubten sich einmal die Stadtväter, so fuhr er sie drohend an: — — „ich will, so wahr mir Gott helfe, die Hand von euch abziehen und verbieten, daß auch keine Tonne Korns vom Lande zur Stadt geführt werde. Ich will euch den Brotkorb so hoch hängen, daß ihr ihn nicht erreichen sollt. Laßt sehen, wer einer dem andern am wehesten tut! — — Mit euren großen Mauern und Türmen ist mir wenig gedient, wenn ich keinen Nutzen davon habe! Wohnt da in euren großen Häusern, bis ihr zu Grunde seid! Ich wills euch sauer machen — — ich will lieber einen Flecken haben, davon ich Nutzen habe, als eine Stadt ohne Nutzen — —“. Das war

am 23. Januar 1626 gewesen; ein vorübergehender Zornesausbruch, der ohne große Folgen blieb. Fester als diese und ähnliche Szenen stehen im Andenken der deutschen Bevölkerung Gustav Adolfs Gründung der Universität Dorpat und vieler Schulen, darunter des Gymnasiums zu Reval. Als ihn in der Schlacht bei Lützen die tötliche Kugel niederwarf und die Kunde davon in Reval erscholl, trauerte die Stadt aufrichtig um ihren großen König.

Unter Gustav Adolfs Nachfolgern waren es meist kleinliche städtische Interessen, die zu Reibereien mit der Staatsregierung führten, die aber dennoch Anlaß genug gaben, den wirtschaftlichen Niedergang zu beschleunigen. Die berüchtigte Güterreduktion unter Karl XI., dem Begründer der absoluten Monarchie in Schweden, durch die in erster Linie der Adel des Landes schwer betroffen wurde, übte auch auf die Stadt ihren verderblichen Einfluß. Karls XII. wohlwollendes Verhalten suchte durch die Restituierung des Güterbesitzes das eingerissene Mißverhältnis zwar wieder auszugleichen und die Siege über seine Feinde gewannen ihm im Sturm die Herzen aller. Ja, viele hofften noch auf ihn, als schon auf dem Schlachtfelde von Pultawa die schwedische Macht niedergeworfen worden war. Am 29. September 1710 mußte die Stadt nach verzweifelter Gegenwehr, im Innern durch die Pest furchtbar dezimiert, den Heeren des Kaisers Peter von Rußland die Tore öffnen.

⁘ ⁘ ⁘

Der Wasserweg von Riga nach Reval ist dem Landwege vorzuziehen. Vorüber an dem Eiland Runö mit seiner noch schwedischen Bevölkerung gelangt man nach dem freundlichen Arensburg auf der Insel Ösel. Am Meeresufer strebt wie ein riesiger Steinwürfel die mächtige Burg der einstigen Bischöfe von Ösel-Wiek auf, die nach dem Estenaufstand von 1343 zur Sicherung des Landes hier erbaut wurde. Den Moon-Sund passierend erreicht man nach kurzer Fahrt das Städtchen Hapsal, wo uns die Ruinen der großartigen Hauptburg der Bischöfe von Ösel-Wiek grüßen, überragt von der schönen romanischen Schloßkirche. — Nach kurzer Fahrt von hier wendet das Schiff ostwärts und bald darauf taucht in zarten blauen Tinten die Silhouette des turmreichen Reval aus dem Meer auf.

Vom Hafen lenken wir die Schritte der „großen Strandpforte“ zu, die den Zugang zur Langstraße, einer der Hauptstraßen der



Abb. 59. Vor der großen Strandpforte.

Stadt, beherrscht. Ein prächtiges deutsches Städtebild steht vor uns. Das alte Torhaus, eingeklemmt zwischen einem riesigen Bastionsturm, die „Dicke Margarethe" genannt, und einem kleinen Rundturm, den ein wirkungsvolles Konsolengesims ziert, wird hinter dem Wall der schwedischen Befestigung sichtbar; zur Linken hochgiebelige Häuser und der Mauerturm, der „Stolting" genannt rechts die von mächtigen Bäumen beschattete und parkartig ausgestaltete „Bastion Schonen" und im Hintergrunde, alles beherrschend, der riesenhafte Turm der St. Olaikirche (Abb. 59). — In dem niedrigen, sich über die Straße wölbenden Torbogen sitzt noch das eisenbeschlagene alte Fallgatter und über dem Bogen prangt zwischen schlanken Fialen, die ein mit Kriechblumen besetzter Kielbogen verbindet, von Greifen gehalten und mit einem befiederten Stechhelm bedeckt, das alte Stadtwappen, eine Arbeit vom Jahre 1539. Der Blick durch den Torbogen gewährt ein neues entzückendes Straßenbild: hochgiebelige weißgraue Häuser, die



Abb. 60. Die Befestigung an der Westseite.

massigen Wände von wenigen Öffnungen durchbrochen; im Unterstock das im Spitzbogen gewölbte gotische Portal; der der Straße zugekehrte Giebel durch hohe Spitzbogenblenden belebt und von kleinen Bodenluken durchbrochen, über deren oberster der wuchtige Aufzugbalken mit der Laufrolle für das Tau hinausragt; dunkelbraune bemooste Ziegeldächer, unförmliche hochaufragende Rauchschlote und auf der Giebelspitze die kreischend im Winde sich drehende Wetterfahne. Ein Charakterbild aus dem alten Reval!

∴ ∴ ∴

Eine Geschichte der Gründung Revals, wie wir sie für Riga von dem Chronisten des Bischofs Albert, Heinrich von Lettland, besitzen, gibt es nicht. Wir sind auf Vermutungen angewiesen. Aus dem kleinen Hakelwerk, das bald nach der Niederwerfung der Esten und nach der Befestigung des „Domberges“ zu seinen Füßen entstand, muß sich, angelockt durch die vorzüglichen Handelsaussichten, sehr schnell ein größeres Gemeinwesen gebildet haben, das sich östlich vom Schloßberg zunächst um die Nikolaikirche entwickelte, und dann allmählich vom alten Marktplatz, als seinem geschäftlichen Mittelpunkt aus, sich konzentrisch ausdehnte, wobei das Netz radialer in malerischen Krümmungen verlaufender Straßen entstand. Die vom „langen Domberg“, der Fahrstraße von der

Unter- zur Oberſtadt, ausgehende Langſtraße und ihre öſtliche Verlängerung, die heil. Geiſtſtraße, ſcheinen hier zunächſt die Grenze des Stadtgebietes gebildet zu haben, in dem die verhältnismäßig breite Rußſtraße (ruſſiſche Straße, früher Mönchen- oder Mönkenſtraße) die Verbindung zwiſchen Markt und Hafen vermittelte. Dafür, daß die heil. Geiſtſtraße einſt die Grenze des Stadtgebietes bildete, ſpricht auch die Lage des heil. Geiſthoſpitals, das wie alle Hoſpitäler in der Regel ſeinen Platʒ an der Peripherie der Stadt erhalten hat. Für die, wahrſcheinlich erſt am Ausgang des 13. Jahrhunderts entſtandene Anlage des nördlich von der heil. Geiſtſtraße ſich erſtreckenden Stadtteiles, ſprechen die beiden einander faſt parallel laufenden Hauptſtraßen, die Breit- und die Langſtraße, die nicht direkt auf den Markt münden, ſondern nur durch kleine Nebenſtraßen mit ihm verbunden ſind, dagegen ihren Ausgang vom Tor des „langen Domberges“ nehmen. Die ältere von beiden, die Breitſtraße, urſprünglich Süſternſtraße genannt, führte zum Kloſter der Ciſterzienſernonnen, der Süſtern (Schweſtern), und zur Olaikirche, die wie die Nikolaikirche in dem älteren Stadtteil, in dem neueren die Pfarrkirche war. Die Langſtraße, anfänglich als Strandſtraße bezeichnet, kommt ſeit 1367 unter ihrem heutigen Namen vor.



Abb. 61. Die Befeſtigung an der Weſtſeite.
(Nach Aufnahme von van der Ley.)

An die Stelle der erſten proviſoriſchen Befeſtigung, die aus einem palliſadierten Wall mit davorliegendem Graben beſtanden haben wird, trat auf Drängen der Königin Margarethe ein feſter Mauergürtel, zu deſſen Bau ſie die Stadt wiederholt mit Geldern unterſtütʒte. Süd- und Oſtſeite der Befeſtigung, als die am meiſten feindlichen Angriffen zugänglichen, wurden zuerſt vollendet und



Abb. 62. Der ſog. kurze Domberg.
(Nach Aufnahme von van der Ley.)

ſeit 1310 ordnete ein Geſandter des Königs, ein Ritter Johann Kanne, eine weitere Befeſtigung an, die den nördlich von der heil. Geiſtſtraße belegenen Stadtteil einſchloß und die Befeſtigung der Stadt unterhalb des Domberges ins Auge faßte. Von der an das Tor des „langen Domberges“ ſtoßenden Mauer auf der Weſtſeite (Abb. 61) der Stadt wird ausdrücklich geſagt, daß ſie um das Jungfrauenkloſter gezogen werden ſollte. Die Mauer umzieht das Kloſter nahezu in einem Viertelkreiſe und wird von deſſen Endpunkt als Proviſorium wieder bis zur „kleinen“ Strandpforte gelaufen ſein, bis als dritte Erweiterung, vielleicht ein halbes Jahrhundert ſpäter, das vom Endpunkt des Viertelkreiſes beim Jungfrauenkloſter nach Nordoſt laufende gradlinige mit fünf mächtigen Türmen verſehene Mauerſtück entſtand, das von ſeinem letzten Turm in ſcharfem Winkel zum „Stolting“ hinüberlief und ſich von dort wieder an die „kleine“ Strandpforte anſchloß. In dem kurzen Mauerzuge zwiſchen dem „Stolting“ und dem „Rentenſchen Turm“ lag die „große“ Strandpforte, die 1518 mit dem rieſigen Baſtionsturm, der „dicken Margarethe“ verſehen wurde. Bis zum Jahre 1354 waren, abgeſehen von den Stadttoren mit ihren Türmen, fünf Mauertürme errichtet worden. Von 1354 bis 1360 kamen drei dazu. Von 1360 bis 1410 wurden dreizehn erbaut und von 1410—1525 noch fünf. Im 16. Jahrhundert entſtanden außerdem noch mehrere Baſtionstürme, unter denen der mächtige „Kiek in de Kök“, der 1533 erbaut wurde, am bemerkenswerteſten iſt.

Der alte Befeſtigungsgürtel, einſt der Stolz der Revaler Bürger, hat ſich, ſeit Reval aufgehört hat Feſtung zu ſein, manche Durchbrechungen gefallen laſſen müſſen und von ſeinen ſtattlichen Türmen



Abb. 63. Die ehemalige Süsternpforte.
(Nach einem Gemälde von Herm. Schlichting im Revaler Provinzialmuseum.)

und Toren sind manche schon dem Verkehrsbedürfnis zum Opfer gefallen. Von den Toren stehen nur noch die Hauptteile der großen Strandpforte, die auch architektonisch am wirksamsten sind, die runden Treppentürme von den Ecken des Vortores der Lehmpforte und die Tortürme am „langen" und am „kurzen" Domberg, einer Stufenstraße, dem kürzesten Wege zwischen Unter- und Oberstadt (Abb. 62). Von den Mauertürmen sind siebzehn in mehr oder weniger gutem Zustand erhalten; viele dachlos, einzelne mit einem notdürftigen Blechdach versehen und nur noch wenige tragen das alte ziegelgedeckte Kegeldach.

Außer der großen Strandpforte, deren Äußeres schon eingangs beschrieben wurde, ist den alten Toren und Türmen keine architektonische Ausstattung zuteil geworden. Schon das Baumaterial, der örtliche Kalkflies, der in Platten bis zu 20 mm Stärke an der Küste gebrochen wird, war dazu nicht angetan. Daß aber trotzdem hohe malerische Wirkungen erzielt werden konnten, beweist die alte, wenigstens im Bilde erhaltene Süstern- (Schwestern)-



Abb. 64. Der „Kiek in de Kök".
(Nach Aufnahme von van der Ley.)

Pforte (Abb. 63.) Die Baftionstürme wirken befonders durch ihre ins Riesige gefteigerten Dimenfionen. Der „Kiek in de Kök" ift ein vorzügliches Beifpiel der früheften auf Artillerieverteidigung eingerichteten Befeftigungsbauten. Und die Revaler waren nicht wenig ftolz auf ihren Turm mit feinen fechs von Kuppelgewölben überdeckten Gefchoffen, der zu 36 m Höhe fich erhebend in ihre Küchen hineinguckte. Noch 1577, faft ein halbes Jahrhundert nach feiner Erbauung, rühmt ein revalifcher Chronift, der Paftor Balthafar Ruffow von ihm, daß ein ähnlicher Turm an der Oftfee nicht gefunden werde (Abb. 64).

Doch auch fie wurden mit dem Fortfchreiten der Vervollkommnung der Feuerwaffen verdrängt und vor die alte Stadtmauer lagerten fich die widerftandsfähigeren Sandwälle und Baftionen. Ein großes nach Vaubanfchem Syftem um 1697 begonnenes Befeftigungswerk kam nicht mehr voll zur Ausführung. Die „Schonenbaftion" auf der Nordfeite, die Baftionen „Schweden" und „Ingermannland" auf der Südfeite mit dem Ravelin „Wismar" zwifchen ihnen waren nahezu vollendet, als die ruffifchen Heere unter General Bauer Reval eroberten. Die früheren Feftungswälle find abgetragen; an ihre Stelle find freundliche Baumwege getreten; die drei riefigen Baftionen aber find zu fchönen öffentlichen Gärten umgeftaltet worden.

∴ ∴ ∴

König Waldemar hatte nach der Befiegung der Eften deren Burg Lindaniffe auf dem Bergkegel am Meer neu befeftigen laffen und gleichzeitig den Bau einer großen fteinernen Burg füdlich



Abb. 65. Reval von Nordweſt im Jahre 1820. Gouache von Joh. Hau.



Abb. 66. Der „lange Hermann" am Schloß. (Nach Aufnahme von van der Ley.)

von der Estenburg unternommen. Was von den Dänen während der ersten kurzen Zeit ihrer Herrschaft an Befestigungsarbeiten zur Ausführung kam, kann nicht bedeutend gewesen sein, wurde aber unter der Herrschaft des Schwertbrüderordens eifrig vermehrt durch die Anlage von Türmen und Gräben. Diese früheste Befestigung ist teilweise noch erhalten. Sie wurde durch eine gegen 20 m hohe Wehrmauer mit 4 Ecktürmen gebildet, die auf drei Seiten zwischen den Türmen geradlinig verlief, auf der Westseite aber in geknickter Linie dem Bergplateau folgte. Sie umschloß einen Flächenraum von etwa 150 m mittlerer Länge und 80 m mittlerer Breite. Innerhalb dieser Befestigung lehnte sich an die Westmauer der Pallas des dänischen Statthalters, von dem nur geringe Spuren erhalten sind; an seine Stelle traten unter der russischen Regierung zum Gouvernementsgebäude gehörige Teile. Von den vier Türmen haben sich drei erhalten: der Hauptturm, der „lange Hermann" (Abb. 66), an der Südwestecke, ein runder, schlanker, mit einem wirkungsvollen Spitzbogenfries gezierter, auf viereckigem Unterbau stehender Turm von 45,6 m Höhe, dessen Untergeschoß 29,6 m tief in den Felsen hinabreicht; der „Pilsticker", ein runder Turm in Echaugetteform, an der Nordwestecke, und der Turm „Landskrone" (spätere schwedische Bezeichnung) an der Nordostecke. Der Turm „Stür den Kerl" an der Südostecke ist beim Bau des Gouvernementspalastes zum Teil zerstört. Nördlich vom Pallas erbaute der Deutsche Orden nach dem Übergange Estlands in seinen Besitz die stattliche Ordensburg, die in ihren Hauptzügen der Rigaschen ähnlich ist. Sie dient jetzt als Staatsgefängnis. Bevor König Waldemar im Herbst 1219 nach Dänemark heim-

kehrte, ernannte er seinen Kaplan Wescelinus zum Bischof von Estland. Dieser siedelte sich mit seinem Kapitel ebenfalls auf dem vor feindlichen Angriffen geschützten Burgplateau an und bald folgten königliche Vasallen und Edle, die ebensalls im Burgbanne ihre Wohnstätten aufschlugen. So ist der „Domberg" bis in die jüngste Zeit in staatlichem und ritterschaftlichem Besitz geblieben und war sogar einer eigenen Gerichtsbarkeit unterworfen.

Die Gründung einer Kirche auf dem Burgfelsen muß bald nach der Gründung des Bistums erfolgt sein, denn bereits 1233 wird sie urkundlich erwähnt und im Jahre 1240 von Waldemar als matrix ecclesiae zur bischöflichen Kathedrale erhoben. Sie gab dem Burgberge seinen Namen: „Domberg". Der Bau hat im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen durch Um- und Anbauten erfahren; nur sein Kern, das Langhaus, ist auf die Zeit der ersten Gründung zurückzuführen. Es ist dreischiffig mit erhöhtem Mittelschiff, nur vier Gewölbejoche lang, über deren westlichem der Turm aufsteigt. Die Architektur ist die denkbar bescheidenste. Die Arkadenstützen sind einfache viereckige Pfeiler und die Gewölbe, ohne Rippenschmuck, auf den scharfen Grat zusammengewölbt. Der polygonale Chorabschluß ist wahrscheinlich nach dem großen Brande, der am 11. Mai 1433 den Dom und einen Teil der Stadt zerstörte, an die Stelle eines gradlinig geschlossenen Chors getreten. Die Anbauten auf der Südseite entstammen verschiedenen Zeiten, die auf der Nordseite gelegene Rosenkranzkapelle (auch Rammesche Kapelle genannt) wird der Mitte des 15. Jahrhunderts angehören. An die Stelle der ehemaligen Turmpyramide trat 1778 der bauchige Renaissancehelm, dessen Spitze auf acht vergoldeten Kugeln ruht. Auch das obere Turmgeschoß und der zierliche Abschluß des Sanktustürmchens auf dem Ostgiebel des Langhauses sind zu derselben Zeit in diese Form gebracht (Abb. 67).

Wie beim Bau der Stadtbefestigung ist auch beim Dom, wie bei den übrigen aus gotischer Zeit stammenden Revalschen Kirchen und Profanbauten, das wenig bildsame Baumaterial, der Kalkflies, zur Anwendung gekommen und der zunächst auf das Nützliche und Notwendige gerichtete praktische Sinn der Erbauer begnügte sich mit einer diesem Baumaterial entsprechenden bescheidenen architektonischen Ausbildung. Vom Material allein abhängig war diese nicht, denn man hätte sich der, allerdings weniger leicht er-



Abb. 67. Die Domkirche von Osten.

reichbaren kompakteren Steinmaterialien bedienen können, die ebenfalls zur Verfügung standen, wie des sandsteinartigen Rosenthaler, des Lindenschen, Merjamaschen, oder des marmorartigen Wassalemer Steins, der sogar vielfach ins Ausland verschickt wurde. Er fand u. a. beim Bau der Marienburg in Preußen Verwendung. Doch diese besseren Steinarten benutzte man in der Regel nur zu Fenster- und Türgewänden oder zu architektonischen Zieraten und verbarg die rauhe Außenseite des Fliesmauerwerks unter Mörtelputz. Die geflissentliche Vermeidung reicherer architektonischer Durchbildung, die einfache Anordnung des Kirchengrundrisses, dem

nie das reizvolle Motiv eines Querschiffs eingefügt wird, und das schlichte Betonen der Konstruktion geben den Revalschen Kirchenbauten etwas Nüchtern-Verständiges. Die Turmbauten steigerte man gern zu ansehnlicher Höhe, doch ebenfalls ohne jeden architektonischen Aufwand. Sie sollten ebenso weithin erkennbare Merkzeichen für den Kauffahrer sein, wie Repräsentanten der Macht eines freien Bürgertums.



Abb. 68. Die Domkirche von Nordost.
(Nach Aufnahme von van der Ley.)

Dem schlichten Äußeren entspricht die Innenarchitektur der Kirchen; sie zeichnen sich aber alle durch eine gewisse Großräumigkeit und durch gut abgewogene Verhältnisse aus. Doch bei dem augenscheinlichen Streben nach Vermeidung jedes überflüssigen Prunkes fehlte dem Revaler Bürger dennoch der Sinn für Kunst und schmuckvolle Ausstattung seiner Kirchen und öffentlichen Gebäude keineswegs. Zeugnis dessen ist die Zahl der erhaltenen Schnitzaltäre, Silbergeräte, Gemälde, Epitaphe.

Die Domkirche hat infolge der öfteren Zerstörungen durch Brand in der Mehrzahl nur Kunstgegenstände bewahrt, die der Zeit nach dem Brande vom Jahre 1684 angehören. Besonders reich ist sie an Grabdenkmälern und geschnitzten Epitaphen.

Unter den Grabdenkmälern steht obenan das des schwedischen Feldherrn Grafen Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin Sophia Gyllenhelm, einer natürlichen Tochter des Königs Johann III. von Schweden. Es befindet sich an der Südseite des Chors und wurde hier 1589/90 im Auftrage des Königs durch den Bildhauer Arnold Passer ausgeführt. Passer erhielt für seine Arbeit nach dem erhaltenen mit ihm geschlossenen Kontrakt, die



Abb. 69. Grabmal des Grafen Pontus de la Gardie und ſeiner Gemahlin im Dom.

Maler- und Maurerarbeit ausgenommen, „uf ſeine Selbſtuncoſt und Zehrung“ 650 Reichstaler. Auf einem reich verzierten Sarkophag ſind die beiden Verſtorbenen in Hochrelief dargeſtellt, der Feldherr in der Kriegsrüſtung, zu ſeinen Füßen Helm und Eiſenhandſchuhe; ſeine Gattin in vornehmer ſpaniſcher Tracht (Abb. 69). Die dem Beſchauer zugekehrte Langſeite des Sarkophags ziert in der Mitte in barocker Umrahmung das Relief eines Seegefechts. Pontus de la Gardie ertrank am 5. November 1585 in der Narowa, als er über den Fluß ſetzte, um die Verlängerung eines Waffenſtillſtandes zwiſchen den Ruſſen und den Schweden zu vereinbaren. Zu den Seiten des Reliefs ſtehen trauernde Genien mit den Wappen der beiden Entſchlafenen. An den Stirnſeiten des Sarkophags ſind phraſenreiche, den Feldherrn verherrlichende Inſchriften angebracht. Die ſubtile Ausführung wird durch eine maßvolle Vergoldung einzelner Teile vorteilhaft gehoben. — Von vornehmer Wirkung iſt auch das durch ſeinen Skulpturſchmuck bemerkenswerte ſteinerne Epitaph an der Wand über dem Sarkophag (Abb. 70).



Abb. 70. Epitaph zum Grabmal des Grafen Pontius de la Gardie im Dom.

Eine künſtleriſch weniger geübte Hand hat das gegenüber-gelegene Wandgrab des ſchwediſchen Hofmarſchalls Oloff Ry-ning zu Toreſio, das der gleichen Zeit angehört, geſchaffen. Zwiſchen Doppelpilaſtern, die auf Poſtamenten ſtehen und ein

Gebälk tragen, ist eine große Reliefplatte mit der Darstellung des in seiner Rüstung, den Kopf in die rechte Hand gestützt, Ruhenden eingefügt. Die Gestalt ist schematisch, unbehilflich. Über dem Gesims erhebt sich ein von Voluten gestützter Aufbau mit dem Wappen des Verstorbenen, dessen Ahnenwappen außerdem zwischen den Doppelpilastern und zu seinen Häupten Platz gefunden haben.

Ein aus verschiedenfarbigem Marmor errichteter Obelisk mit einem aus weißem Marmor hergestellten Reliefporträt ist dem Andenken des in der Schlacht bei Austerlitz gefallenen Flügeladjutanten Grafen Ferdinand v. Tiesenhausen errichtet. „Vom Vater dem Sohne" meldet die Inschrift.

Im Nordschiff ließ Kaiserin Katharine II. dem Admiral Samuel Greigh (1735—1788), dem Sieger über Türken und Schweden, ein Grabdenkmal aus weißem Marmor setzen: ein Sarkophag mit einer jonischen viersäuligen Tempelfassade; in den äußeren Interkolumnien trauernde geflügelte Genien mit gesenkten Fackeln und Ruhmeskränzen, im mittleren Interkolumnium eine mit einem Lorbeerkranze belegte Inschrifttafel; im Tympanon des Giebels das von zwei auf dem Gebälk sitzenden Putten gehaltene Wappen. Der Einfluß der Canova-Schule an diesem Grabmal ist unverkennbar.

Einem anderen verdienstvollen Seehelden, dem Estländer Adam Johann v. Krusenstern (1770—1846), dem ersten russischen Weltumsegler, ist ein weniger künstlerisch geratenes Grabmonument zuteil geworden: eine Denksäule in recht verunglückten gotischen Formen.

Aus dem Jahre 1664 datiert das stattliche Marmorepitaph des schwedischen Majors und des „Herzogtums Estland hochverdienten Landrats" v. Hastfer, ein von Konsolen getragener, von der Büste des Entschlafenen gekrönter Sarkophag, an den sich zwei Genien lehnen.

Viele schöne Denkmäler sind während des Brandes der Kirche im Jahre 1684 zerstört und bei den Wiederherstellungsarbeiten achtlos beseitigt worden, wie das Grabmonument der Prinzessin Margarethe von Schweden, der Schwester Gustav Wasas, die die Gemahlin des Grafen v. Hoya, des General-Gouverneurs von Finnland war. Auch das Grabmal des durch seine Anteilnahme an dem Aufstand der Protestanten in Böhmen (23. Mai 1618) bekannten Grafen Heinrich Matthias v. Thurn ist verschwunden. Er verbrachte die letzten Tage seines vielbewegten Lebens in Pernau; sein Leichnam wurde am 8. Mai 1641 in der Revaler Domkirche beigesetzt.

Auch von dem Grabdenkmal des berühmten schwedischen Feldherrn Carl Heinrichson von Horn († 1601) haben sich nur einige Inschrifttafeln gut erhalten, die in der Südwand des Chors eingemauert sind und von denen eine die zwar nicht schön gereimten, aber stolzen Worte trägt:

Herr Carol Heinrichson von Horn
aus ritterlichem Stamm geborn
Der seinem Vatterlandt ein Zier
War ruht in Got dem Herrn hier
Von sein löblichen Thaten eigen
Kann Schweden Reus vnd Lifland zeugen

Erst kürzlich vollendet ist das in einer Kapelle an der Südseite des Domes befindliche Grabdenkmal des Feldmarschalls und Gouverneurs Otto Wilhelm v. Fersen, ein wappengeschmückter Sarkophag mit einem darauf ruhenden Löwen, der den Wappenschild in den Pranken hält.

Reich sind die Revalschen Kirchen an Grabsteinen, von denen viele noch den Boden bedecken, andere aufgenommen und an den Wänden aufgestellt sind. Es läßt sich an ihnen die ganze Entwicklungsgeschichte dieses Teiles der Denkmalkunst verfolgen Die ältesten Grabsteine haben eine trapezförmige Gestalt, wobei die schmale Seite zu den Füßen der Bestatteten hin gerichtet ist. Im 14. Jahrhundert tritt schon die oblonge Form auf und die Steine erhalten oft bedeutende Abmessungen. Inschriften, Hausmerken und Figuren, diese stets in Umrißzeichnung, kommen bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts nur vertieft vor, die Schrift meist in gotischen Minuskeln; sehr selten ist die romanische Kapitale. Von dann ab kommt die erhabene Schrift in Anwendung und auch die Figuren wurden anfangs noch flächenartig aus dem Stein herausgearbeitet, mit Linienzeichnung für die inneren Partien. An den Ecken werden in Kreisen gern die Evangelistenzeichen angebracht. Allmählich entwickelt sich das Relief zu größerer Durchbildung und geht im 17. Jahrhundert zum Hautrelief über, bis auch dieses wieder verschwindet und nur noch das Familienwappen mit einem darunter gesetzten gewöhnlich auf die Auferstehung Bezug nehmenden Bibelzitat als einziger Schmuck übrig bleibt. Zum Grabstein gehörte fast immer ein Epitaph, dessen Vorkommen allerdings hier erst seit der Mitte des

16. Jahrhunderts bezeugt werden kann. Es entlehnte seine Formen der Portalarchitektur. Säulen oder Pilaster bilden die seitliche Einfassung, darüber ein Gebälk mit giebelartigem Aufbau, oft reich mit figürlichem Schmuck und Inschrifttafeln ausgestattet. Das Ganze ruhend auf einem Gesims, das entsprechend den einfassenden Säulen, Konsolen stützen und zwischen diesen wieder Inschrift- und Wappentafeln, deren Architektur sich nach unten in ähnlicher Weise in spielende Formen auflöst, wie der Giebelaufbau. Die von Säulen oder Pilastern umrahmte Mittelfläche füllt in der Regel ein bemaltes Relief aus, das die Kreuzigung oder die Himmelfahrt Christi zum Gegenstande hat mit dem Bilde des Gestorbenen in anbetender Stellung, oder auch der ganzen Familie, deren Mitglieder ja ebenfalls, soweit dieses möglich war, in der im Kirchenfußboden erworbenen Gruftstelle beigesetzt wurden. Starb die Familie aus, oder verzog sie vom Orte, ohne gesetzlich gültige Bestimmungen über ihre Grabstätte in der Kirche zu hinterlassen, so wurde diese weiter verkauft, die vorhandenen Särge wurden „gesenkt“, d. h. im Boden vergraben und der neue Eigentümer erwarb nun das Recht der Bestattung an dieser Stelle. Den abzuhebenden Grabstein aber ersetzte man nicht immer durch einen neuen; wie sein Vorfahr ließ auch der neue Besitzer zu seinem und der Seinen Andenken Inschriften in den Stein meißeln, so daß nicht selten zwei, oft drei, selbst vier verschiedene Inschriften zu finden sind. In den meisten Fällen aber war man weniger pietätvoll, man schlug die alten Inschriften weg und ließ nur das stehen, was dem neuen Eigentümer paßte. Die steinernen Epitaphe fanden ihren Untergang zum größten Teil bei den „Renovationen“ und wurden überhaupt im 17. Jahrhundert von den hölzernen verdrängt, die ihren architektonischen Aufbau völlig den steinernen Vorgängern entlehnen, nun aber der Malerei ein neues Betätigungsgebiet gewähren. An die Stelle des Reliefs mit den Porträts des Stifters und seiner Angehörigen tritt nun das farbenreiche Gemälde der Kreuzigung oder der Himmelfahrt, das anfangs als die Hauptsache betont wird und in dem die Porträts nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Allmählich aber wird auch hier wieder ein Wandel bemerkbar und die Bildnisse werden zur Hauptsache. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts entwickelt sich mit der steigenden Vorliebe für das Wappen eine neue Mode, wie sie in der deutschen Kunst in

dieſem Umfange kaum irgendwo zutage getreten iſt. Und nicht nur der Adel, auch die ihm in Prunk und Kleidung nacheifernden reichen bürgerlichen Kreiſe wurden von dieſer Mode ergriffen. Das Wappen, bisher ein untergeordneter Teil des Epitaphs, wurde nun zur Hauptſache und verdrängte dieſes völlig. Anfänglich noch in beſcheidenen Abmeſſungen hergeſtellt, wurde es bei Beerdigungen feierlich dem Zuge vorausgetragen, um ſpäter über der Grabſtätte in der Kirche aufgehangen zu werden. Eine unterhalb des Wappens angebrachte, von den Helmdecken umgebene Tafel, nannte den Namen, die Titel und Würden, Geburts- und Sterbedatum des Toten. Die geſteigerte Prunkſucht blieb aber auch dem Totenkult nicht fern; ſie rief auch hier eine Konkurrenz hervor, aus der ſchließlich der Adel doch als Sieger hervorging. Seine Wappen herrſchen ſchließlich faſt allein vor; aber ſie werden immer größer und prunkvoller ausgeführt. Die Helmdecken löſen ſich völlig in wirres Laubwerk auf und kriegeriſche Embleme, Fahnen, Gewehre, Kanonen, Trommeln und Trompeten verflechten ſich darin, als Symbole des adeligen Haupthandwerks, des Kriegsdienſtes. Doch auch das genügt bald nicht mehr; die Ahnenwappen treten hinzu, zunächſt als kleine Wappenſchilder im Laub der Helmdecken angebracht, dann zu ganzen Stammbäumen ſich entwickelnd, die naturaliſtiſch als Eichen oder Palmen gebildet, oft mehrere Meter hoch das Hauptwappen überragen. Die Entartung dieſes Wappenkultus rief in der Bürgerſchaft und in der Geiſtlichkeit lebhafte Proteſte wach. Schon 1603 ſchreibt der Kirchenvorſteher zu St. Nikolaus Jobſt Dunten: „Man ſoll keinen edelleuten vergunſtigen ihre wapen in der Kirche aufzuhangen, es ſey denn, das ſie der Kirchen davor gerecht werden — — — — es iſt ein ſchlechter Zirart und ihnen eine große hoffardt". Viel energiſcher zieht faſt ein Jahrhundert ſpäter der Paſtor primarius der Domkirche Chriſtoph Friedrich Midkwitz in ſeinem Inventarverzeichnis gegen die Wappen zu Felde: „Dieſe mag nicht Stückweiſe bemerken. Sie ſind nicht des Papiers, geſchweige meiner Mühe wehrt. Denn ſie ſind Gotte ein Gräuel, weil ſie vor der Welt was Hohes ſind. Wozu ſollen ſie dienen? Koſten ſie nicht fein viel? Mehr als zu viel. Manche Armuth könnte dadurch erquicket worden ſein. Ziehren ſie nicht die Kirche? Die Kirche iſt eine Verſammlung der Gläubigen. Darinnen ſind ſolche Götzen-Bilder der eignen Ehre nur Schand-

flecke. Ey! die Verstorbenen haben hiermit ihre Ehre dem Herrn heiligen und aufopfern wollen? Das hätten sie sollen im Leben und in der That thun, nicht in vergüldeten hölzernen Trompeten, Degen und Pistolen etc.“ — — — — — Die Entrüstung des ehrsamen Seelsorgers gipfelt in dem Vorschlag, die Wappen zu verbrennen, doch ist dieser glücklicherweise nicht zur Ausführung gekommen. Dadurch ist manch kunstvolles Holzschnitzwerk erhalten und dem Kulturhistoriker ein wertvolles Material, aus dem sich allerhand interessante Stimmungsbilder aus dem Leben der Deutschen in der äußersten Ostmark gewinnen lassen.

Der Altaraufbau ist auch ein Zeugnis für die Höhe der Revaler Holzschnitzkunst. Ihn schuf 1684 der Bildhauer Ackermann, und seine Ausstattung mit zwei Gemälden, einem Abendmahl und einer Kreuzigung, wurde mittelst Kontrakt vom 17. Mai 1695 dem Maler der estländischen Ritterschaft Ernst Wilhelm Londicer übertragen, einem Sohne des ehemaligen Schloßkommandanten von Reval Georg Londicer[1]). An die Stelle der Londicerschen Gemälde (über deren Verbleib nichts bekannt ist) trat 1881 die von Eduard von Gebhardt gemalte Kreuzigung.

Ein kurzer Weg führt vom Dom über die Stufenstraße, den „kurzen Domberg“, zur Unterstadt und zu der dem heil. Nikolaus geweihten Pfarrkirche, deren hochragender Renaissancehelm weit über die Dächer seiner Umgebung hinausstrebt (Abb. 71). Die Ornamentik des Nordportals verrät uns, daß ihr Bau noch in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts fällt; urkundliche Nachrichten fehlen. Sie ist eine dreischiffige gewölbte Basilika mit einem aus fünf Seiten eines Zwölfecks gebildeten Chorbau aus jüngerer Zeit. Die Gewölbe ruhen auf schlichten viereckigen, doch verhältnismäßig schlan-

1) Die Familie stammte aus Schottland und war unter König Jakob V. nobilitiert worden. Georg Londicer hatte während des dreißigjährigen Krieges schwedische Kriegsdienste genommen und war als Oberstleutenant zum Kommandanten der Sparenburg bei Bielefeld ernannt worden. Von dort wurde er in gleicher Eigenschaft nach Reval versetzt. Hier wurde 1655 Ernst Wilhelm geboren, der sich anfänglich, wie er selbst gelegentlich angibt, dem „Studium literaturae“ widmete, sich dann aber, und augenscheinlich unter holländischem Einflusse, der Malerei zuwandte. Als Porträtmaler war er besonders beim Adel angesehen — einzelne seiner Arbeiten haben sich erhalten. Die Anerkennung seiner Leistungen fand einen besonderen Ausdruck in seiner Ernennung zum Maler der estländischen Ritterschaft. Er starb im Herbst 1697 an der Pest. Sein Bildnis, das ihn in vornehmer Tracht darstellt, ist von Peter Schenck in Schabkunstmanier gestochen — ein sehr seltenes Blatt.

ken Pfeilern. Dem Mittelschiff ist der riesige Turm vorgelagert, der, wie alte Ansichten der Stadt erkennen lassen, ehemals eine hohe von vier Giebeln beseitete Pyramide trug. Die Giebel mußten später vier Ecktürmchen Platz machen und auch diese fielen samt der hohen Spitze zu Ende des 17. Jahrhunderts infolge eingetretener Senkungen im Mauerwerk; an ihre Stelle trat die Renaissancebedachung, deren Entwurf man dem Erbauer des schönen Turmes der Petrikirche in Riga, Rubbert Bindenschu, wird zuschreiben können. An ihn wandte sich der Revaler Rat, wie aus erhaltenen Briefen hervorgeht, als die Notwendigkeit der Erneuerung eintrat. Im Jahre 1695 wurde der neue Helm vollendet und hat 200 Jahre dem Treiben zu seinen Füßen zugeschaut. 1897/98 mußte die obere Spitze wegen eingetretener Baufälligkeit abgetragen werden, ist aber in den alten Formen wiederhergestellt worden.



Abb. 71. Die Nikolaikirche von Süden.

Nicht so sehr durch ihre Architektur, die zwar nicht ohne Würde, doch einfach und streng ist, mehr durch ihre reiche Ausstattung mit Altären, Epitaphen und Schnitzarbeiten ist die Nikolaikirche in hohem Grade bemerkenswert. Vor allem interessieren die hier erhaltenen Flügelaltäre aus dem 15. Jahrhundert, die in der an der Südseite des Turmes errichteten, 1492 geweihten Antoniuskapelle aufgestellt sind. Da ist zunächst ein Triptychon von ausnahmsweise großen Abmessungen zu nennen, das bis zum Jahre 1873 den Altar der Kirche schmückte, um dann einer sehr flau und konventionell von dem aus Reval gebürtigen Professor der Petersburger Akademie Carl Wenig gemalten Kreuzigung Platz zu machen,



Abb. 72. Geschnitzter Flügelaltar der Nikolaikirche.

die zum Überfluß noch in einer geradezu stümperhaft gezeichneten gotischen Umrahmung steckt — ein schlagender Beweis, wie weit das Kunstgefühl in jener Zeit gesunken war. — Das Triptychon hat bei geöffneten Flügeln die ansehnliche Länge von 6,32 m und mit der Predella eine Höhe von 3,48 m. Bei geöffneten Flügeln sieht man auf goldenem Grunde in zwei Reihen 28 zwischen Fialen unter zierlich geschnitzten und vergoldeten Baldachinen stehende männliche und weibliche Heiligenfiguren, um je zwei Mittelgruppen angeordnet; in der oberen Reihe um die thronenden Gestalten der Maria und Gottvaters, in der unteren um die Gruppe der heil. Anna und Maria mit dem Jesusknaben (Abb. 72). Die Predella enthält unter flachen Kielbogen die Halbfiguren von alttestamentlichen Heiligen. Auch an den Fialen zwischen den Figuren sind unter zierlichen Baldachinen stehend kleine alttestamentliche Figuren mit aus Bleistreifen geformten Bändern in den Händen, worauf ihre Namen stehen, angebracht. Bei geschlossenen inneren Flügeln werden je acht sehr farbig auf Goldgrund gemalte Szenen aus dem Leben der heil. Nikolaus und Viktor sichtbar. Den Hintergrund des letzten Bildes aus der Viktorlegende bildet eine Ansicht von Lübeck, wohl die älteste bisher bekannt gewordene. Die Außenseiten der Flügel sind mit fast lebensgroßen Gestalten bemalt, die unter einer Spitzbogenarkade in duftiger Landschaft stehen, über die sich ein wolkenloser blauer Himmel wölbt. Links St. Katharina, St. Maria



Abb. 73. Außengemälde vom Flügelaltar der Nikolaikirche.



Abb. 74. Außengemälde vom Flügelaltar der Nikolaikirche.

und St. Barbara; rechts St. Viktor, St. Nikolaus und St. Georg. Das kleine Stadtwappen links und rechts das Wappen der Schwarzhäupter — der Mohrenkopf des heil. Mauritius — kennzeichnen das Werk als eine Stiftung der Schwarzhäuptergeſellſchaft (Abb. 73 u. 74). Der Altar iſt, wie jetzt wohl mit Sicherheit feſtſteht, eine Arbeit des Lübecker Malers und Bildſchnitzers Hermen Rode. Eine Notiz in einem erhaltenen Kirchenbuche der Nikolaikirche meldet: „Wi leten de tafele tom hogen altare maken unde van Lubecke holen, kostede to samen ume trent 1250 mrk."

Die Arbeit eines anderen berühmten Lübecker Bildſchnitzers iſt der frühere Altar der heil. Geiſtkirche, der hier ſeit zwei Jahren Aufſtellung gefunden hat, nachdem die eſtniſche lutheriſche Gemeinde auf ein weiteres Verbleiben dieſes ſeltenen Kunſtwerkes in ihrer Kirche verzichtet hatte. Der Altar enthält im Mittelbilde eine vortrefflich geſchnitzte Ausgießung des heil. Geiſtes in einem kapellenartig ausgeſtalteten Raume, in deſſen Hintergrund Maria auf erhöhtem Thron ſitzt. Ein zierlich geſchlungenes Rebengeäſt mit einer kleinen Chriſtusfigur in der Mitte ſchließt das Bild nach oben ab, nach unten eine gezinnte Brüſtung, an deren Enden auf kurzen Säulchen mit weit ausladenden Laubkapitellen zwei Engel mit den Stadtwappen knien. In den tiefen Hohlkehlen zur Seite des Bildes ſind auf ſchlanken Säulen unter Baldachinen die Figuren der heil. Katharina und der heil. Barbara



Abb. 75. Geschnitzter Flügelaltar der heil. Geistkirche (jetzt in der Nikolaikirche).



Abb. 76. Außengemälde vom Flügelaltar der heil. Geistkirche.

angebracht. In den durch teilende Fialen gebildeten Nischen der Flügel stehen die äußerst lebensvoll behandelten Figuren des heil. Olaus und der heil. Anna links, rechts die der heil. Elisabeth und des heil. Viktor (Abb. 75). Die Außenseiten der Flügel tragen vier Passionsbilder und vier Szenen aus dem Leben der heil. Elisabeth von Thüringen (Abb. 76). Bei geschlossenen Flügeln sieht man Christus mit den Wundenmalen, über ihm Gottvater in einer Glorie, und die heil. Elisabeth. Eine hübsch stilisierte Blattbekrönung schließt den Altar nach oben ab und über dem



Abb. 77. Gemalter Flügelaltar der Nikolaikirche.

Mittelbilde sieht man einen kleinen tabernakelförmigen kuppelgekrönten Aufbau mit einer Krönung Mariä durch Gottvater und Sohn in Halbfiguren. Der Schöpfer dieses schönen Flügelaltars ist der Lübecker Bildschnitzer, Maler und Werkmeister der Petrikirche Berent Notken, der ihn im Jahre 1483 auf Bestellung des Rats lieferte. Aus Stockholm bittet er in einem Brief vom 24. Mai 1484 den Revaler Rat um die Auszahlung des Restes seines Guthabens.

Auch ein gemalter Flügelaltar ist hier erhalten, eine flandrische Arbeit, die den Werken des Geraerd David nahesteht. Ebenso wie mit Lübeck, als dem Hauptorte des hanseatischen Handels, eine rege Verbindung bestand, so auch mit Brügge. Die Einfuhr von Kunstwerken von dort nach Livland ist wiederholt urkundlich bezeugt. Bei geöffneten Flügeln sieht man im Mittelbilde den Gekreuzigten mit Maria, Maria Magdalene und Johannes; im Hintergrunde das vieltürmige Jerusalem, dessen Toren Reiter und Fußgänger zueilen. Auf dem Flügel links die Kreuzschleppung mit einem knienden Donator, rechts die Beweinung Christi mit der

auf einem Felsplateau liegenden Schädelstätte im Hintergrunde und der Grablegung, die in einer Höhle unterhalb des Felsens stattfindet (Abb. 77). Die Figur des Donators ist übermalt, aber von einer geschickten Hand. Man sieht jetzt das Bildnis des 1657 verstorbenen Ältesten der großen Gilde Urban Dehn, der urkundlich im Jahre 1654 den Altar renovieren ließ und bei dieser Gelegenheit zugleich sein Bildnis an die Stelle eines älteren hat setzen lassen. Übrigens scheint das Übermaltwerden ein besonderes Geschick dieses Altars gewesen zu sein, das aber insofern nicht allzusehr beklagt zu werden braucht, als die Übermalungen den Altar nicht entstellt haben. Die Hauptdarstellungen sind unberührt geblieben und die Übermalungen, wie schon bemerkt wurde, von einer geschickten Hand ausgeführt. Auf den Außenseiten der Flügel sieht man links die Figuren des Apostels Jakobus und der Maria mit dem Jesusknaben auf dem Arme, dem sie eine weiße Nelke reicht. Der Kopf der Maria ist porträtartig übermalt. Auf dem rechten Flügel ist an die Stelle des heil. Hieronymus, der neben der würdevollen Gestalt des heil. Antonius stand, die Figur des heil. Adrian gesetzt, eines Ritters in blanker Stahlrüstung, der in der Rechten das entblößte Schwert, in der Linken einen kleinen Ambos hält, als Zeichen seines Martyriums. Zu seinen Füßen kauert noch der Löwe des Kirchenvaters, der übrigens auch zu seinen Attributen gehört. Zu den Füßen des heil. Antonius erblickt man ein kleines Schwein, das Zeichen seiner Fürsorge für die Landwirtschaft. Die Figuren stehen in grauen halbkreisförmig geschlossenen Steinnischen. Am Sockel befinden sich zwei Wappen und die Namen ihrer Träger, des Bürgermeisters Johann von Greft († 1505) und des Ratsherrn Ewert van der Lippe († 1482). Wahrscheinlich waren sie die ursprünglichen Stifter des Altars, der vermutlich von ihnen in Brugge erworben wurde und dort die erste Übermalung empfing.

Zu den bemerkenswerten Kunstgegenständen in der fast einem Museum gleichenden Antoniuskapelle der Nikolaikirche gehört ferner das Fragment eines Totentanzes aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, eine verkleinerte Kopie des ehemaligen Totentanzes in der Marienkirche zu Lübeck. (Der jetzige Totentanz in der Lübecker Marienkirche wurde 1701 durch den Maler Anton Wortmann nach dem alten Gemälde auf Leinwand übertragen und mit hochdeutschen Versen von Nathanael Schlott versehen.) Aller

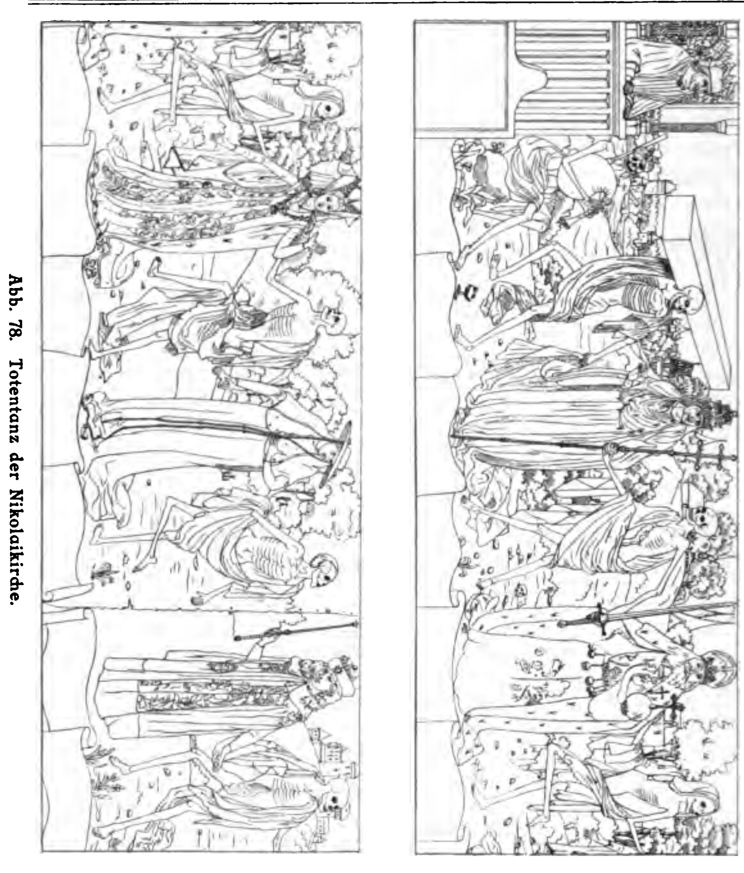


Abb. 78. Totentanz der Nikolaikirche.

Wahrſcheinlichkeit gehörte der Totentanz ehemals dem Revaler Dominikanerkloſter, das von den Bilderſtürmern ſchwer zu leiden hatte. Der Umſicht des Kirchenvorſtehers der Nikolaikirche Heinrich Buß (oder Buſch) iſt es zu danken, daß der Bilderſturm an der Nikolaikirche vorüberging und ihre Kunſtſchätze der Nachwelt erhalten blieben. Vermutlich war er es auch, der den Reſt des zerſtörten Totentanzes in die Nikolaikirche rettete. Erhalten ſind der Prediger auf der Kanzel, an deren Fuße ein den Dudelſack blaſendes Gerippe ſitzt, der Tod und der Papſt, der Kaiſer, die

Kaiserin, der Kardinal und der König. Die Revaler Kopie verrät eine tüchtige Hand, doch wer unter den vielen Künstlern, die um die Wende des 16. Jahrhunderts in Lübeck die Kunst der Malerei betrieben, die Arbeit ausführte, ist leider nicht bekannt geworden (Abb. 78).

Einen besonderen Schmuck bilden, wie in der Domkirche auch hier die Epitaphe und hölzernen farbenreichen Totenschilde. Reichere Grabdenkmäler kommen dagegen hier nicht vor; sind wohl auch nicht vorhanden gewesen.

Unter den wenigen steinernen Epitaphen ist das der Familien v. Wehren und Möller bemerkenswert mit einer Kreuzigung und anbetenden Familiengliedern im Mittelbilde. Es gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Obgleich sehr reich behandelt wird es dennoch in den Schatten gestellt durch das in Eichenholz geschnitzte und zum Teil vergoldete Prachtepitaph, das der ehemalige Statthalter von Ingermannland und Kaporje, Bugislaus von Rosen, sich und seinen beiden Gemahlinnen Maria Molkenbur und Magdalene Stampehl im Jahre 1651 hat setzen lassen. Es mißt in der Breite etwa 4,3 m und in der Höhe 7 m. Das Motiv des Triumphbogens bildet die Grundidee des Aufbaues. Im Mittelfeld eine gemalte Auferstehung mit den Porträts des knienden Stifters und seiner beiden Frauen, eine Arbeit, die man, nach erhaltenen Werken in Lübeck, dem von dort nach Reval übergesiedelten Maler Hans Hembsen zuschreiben könnte. Zu den Seiten die geschnitzten Figuren der Evangelisten. Über dem Mittelbau, von Engeln gestützt das Rosensche Wappen. Dahinter aufsteigend ein dekorativer Aufbau, überreich und phantastisch ornamentiert, mit einem Bilde der Himmelfahrt Christi im Fond und ausklingend in die Gestalt des segnenden Christus (Abb. 79).

Die Grabstätte des Statthalters v. Rosen befindet sich in der Vorhalle an der Nordseite der Kirche; sie ist durch eine reich geschnitzte Holzwand von der Halle abgetrennt. Wie das Epitaph ist auch diese Wand, die Rosen 1655 errichten ließ, ein Meisterwerk Revalscher Holzschnitzkunst. Sie hat eine Länge von ca. 4 m und ist der Höhe nach durch eine doppelte Säulenstellung in zwei Teile geschieden. In den Feldern zwischen den unteren fünf Säulen sieht man in reich geschnitzten Umrahmungen die gemalten Personifikationen der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung und der Gerechtigkeit. Zwischen den gewundenen Säulen des Oberteils



Abb. 79. Epitaph des Bugislaus v. Rosen in der Nikolaikirche.



Abb. 80. Geſchnitzte Holzwand vor der Grabkapelle des Bugislaus v. Roſen in der Nikolaikirche.

zierlich geſchnitzte dekorative Felder, in deren Mitte Engelfigürchen mit den Marterwerkzeugen ſtehen. Zu oberſt das Roſenſche Wappen zwiſchen zwei Engeln, die Kreuzesleiter und Schweißtuch halten; darunter die Inſchrifttafel. Zu den Seiten am Gebälkfrieſe die Wappen der Frauen und über den beiden Seitenfeldern zwiſchen phantaſtiſchen, fialenähnlichen Gebilden giebelartige, völlig ornamental aufgelöſte Abſchlüſſe. Das Epitaph und dieſes Schnitzwerk entſtammen augenſcheinlich derſelben Werkſtatt (Abb. 80).

Auch die Kanzel iſt eine Stiftung des reichen Statthalters von Ingermannland, doch iſt ſie bereits 27 Jahre vor dem Epitaph entſtanden und ihre Architektur weiß noch nichts von den rauſchenden



Abb. 81. Inneres der Nikolaikirche.

Akkorden der Ornamentik, in denen das Epitaph und die Grabwand sich gefallen. Der eckige Kanzelrumpf hat die damals beliebten Säulen an den Ecken, von Hermen gestützte portalartige Architekturen in den Interkolumnien mit einem gemalten Bilde im Fond. Zwei luftige von Säulen getragene Stockwerke bauen sich auf dem Schalldeckel auf und finden ihren Abschluß in der Figur



Abb. 82. Kanzeltür der Nikolaikirche.

eines Pelikans, der ſich die Bruſt öffnet (Abb. 81). Etwas ungelenk in der Zeichnung, augenſcheinlich aber auf das Vorbild in der Marienkirche zu Lübeck zurückgehend iſt die zur Kanzeltreppe führende Tür ausgefallen. Von korinthiſchen Säulen flankiert, über dem Geſims eine hohe Attika mit den Wappen der beiden Frauen, als oberer Abſchluß das Roſenſche Wappen, überragt von der Figur des ſegnenden Chriſtus, zu den Seiten die Apoſtel Paulus und Petrus, zeigt ſie in der Tat viel Verwandtſchaftliches mit jener bis auf die hier beliebte Häufung der Wappen, die der Lübecker Tür zum Glück ganz fehlen. Die Malereien am Kanzelrumpf und an der Tür ſind neuteſtamentlichen Inhalts und entſtammen inſchriftlich der Hand des Revaler Malers Daniel Blome, der ſie 1624 zur Ausführung brachte. Sie ſind handwerklicher Art und ſtehen den Arbeiten des Bildſchnitzers und des Kunſttiſchlers nach (Abb. 82).

Für die Tüchtigkeit der Revaler Bildſchnitzer ſprechen auch noch frühere Arbeiten, u. a. das Geſtühl der Kirche, deſſen älteſte Teile



Abb. 83. Das Geſtühl der Schwarzhäupter in der Nikolaikirche.



Abb. 84. Geſchnitzte Rückwand am Geſtühl der Schwarzhäupter in der Nikolaikirche.

dem Jahre 1556 angehören und für dieſe verhältnismäßig frühe Zeit ſchon ſehr durchgebildete Renaiſſanceformen zeigen. Dem Anfang des 17. Jahrhunderts entſtammt das Geſtühl der Geſellſchaft der Schwarzhäupter, das mit älteren Teilen aus dem Jahre 1556 verbunden iſt (Abb. 83 u. 84).

Bemerkenswert ſind ferner die ſchönen meſſingnen Kronen und Wandleuchter, deren Herſtellung in Reval und Riga bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in großem Umfang betrieben wurde. Die Mehrzahl der in der Nikolaikirche vorhandenen Leuchterkronen gehört der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an. Ein nicht unbedeutendes Erzeugnis der Kunſt des Gelbguſſes iſt ein aus dem Jahre 1519 ſtammender ſiebenarmiger Leuchter, das Geſchenk eines Hans Bouwer.

Von dem einſt ſo bedeutenden Silberſchatʒ der Kirche ſind nur noch einige ältere Kelche vorhanden; der älteſte vom Jahre 1435, andere aus dem 16. Jahrhundert. Ein großes ſilbernes vergoldetes Marienbild, das im Jahre 1508 aus den Spenden armer Frauen und Dienſtmägde angefertigt worden war, die ſilberne $1^1/_2$ brabanter Ellen hohe Statue des heil. Nikolaus und ein ſilbernes Vortragskreuz wurden 1560 dem ſtädtiſchen Münzmeiſter Paulus Gulden übergeben, um daraus Geld zur Beſtreitung der Kriegskoſten gegen den Moskowiter zu prägen. Sechzehn Jahre ſpäter ging eine im Jahre 1503 von den Kirchenvorſtehern bei dem Lübecker Goldſchmied Andreas Söteſleſch beſtellte Monſtranz denſelben Weg; ſie wog „21 Mark löthigen Silbers" und hatte 600 Mark Rigiſch gekoſtet. Nur eine herrliche ſilberne vergoldete 112 cm hohe Monſtranz, die im Jahre 1474 der Revaler Goldſchmied Hans Ryſſenberch für die Nikolaikirche angefertigt hatte, iſt erhalten; doch auch ſie befindet ſich nicht mehr in ihrem Beſitʒ, ſondern iſt in den der Petersburger Eremitage übergegangen. Schweren Herzens brachte ſie im Jahre 1711 der Rat dem Fürſten Menſchikoff als Geſchenk dar, in der Hoffnung, er werde beim Kaiſer für die Beſtätigung der Privilegien der Stadt eintreten. Aus dem Beſitʒe Menſchikoffs kam die Monſtranz in den des Kaiſers, der ſie der Galerie



Abb. 85. Silberne vergoldete Monſtranz der Nikolaikirche, jetʒt in der Kaiſ. Eremitage zu St. Petersburg.



Abb. 86. Das Pfarrhaus zu St. Nikolai.

der Kostbarkeiten überwies (Abb. 85).

Unter den der Kirche gebliebenen Silbergeräten mag auch des silbernen Epitaphs eines Gliedes der weitverzweigten Familie v. Tiesenhausen Erwähnung geschehen, das, um es gegen Diebstahl zu schützen, hoch oben an der Nordwand des Mittelschiffs angebracht ist.

Unsere Schilderung der Nikolaikirche wäre nicht vollständig, würden wir nicht des unglücklichen Herzogs Karl Eugen de Croy Erwähnung tun, dem Kaiser Peter, in der Voraussicht seiner Niederlage gegen den zum Entsatz von Narwa herranrückenden König Karl XII. von Schweden, das Kommando über die russischen Truppen aufgedrungen hatte, und der nun, nach seiner Gefangennahme in Reval interniert worden war, wo er als Grand-Seigneur lebte und Schulden machte. Er starb am 20. Januar 1702 im Alter von vierzig Jahren. Sein Leichnam wurde in der Clodtschen Kapelle, gegenüber der Grabstätte des Bugislaus v. Rosen aufgebahrt, konnte aber nicht bestattet werden, weil niemand die Kosten bestreiten wollte und die Kirchenvormünder sich weigerten, den Kirchensäckel zu belasten. So blieb denn der Leichnam unbestattet stehen, und da die Gewölbe der Nikolaikirche die Eigenschaft besitzen, Leichen mumienartig auszudörren, so wurde die Leiche des Herzogs bald eine Sehenswürdigkeit, deren Anblick sich kaum ein Fremder entgehen ließ. Erst am 15. Januar 1897 wurde diesem Unfug ein Ende gemacht.

Südwärts von der Kirche liegt der malerische Pfarrhof mit dem von Bäumen überschatteten mittelalterlichen Pfarrhause (Abb.86). Zu den Füßen der großen Linde inmitten des Hofes ruht Christian Kelch, der Oberpastor zu St. Nikolai und Herausgeber einer

Livländischen Geschichte, die im Jahre 1695 im Verlage des Buchhändlers Johann Mehner in Reval erschien. Das Titelkupfer stach Johann Jakob Sandrart nach einer Zeichnung des Malers Ernst Wilhelm Londicer.

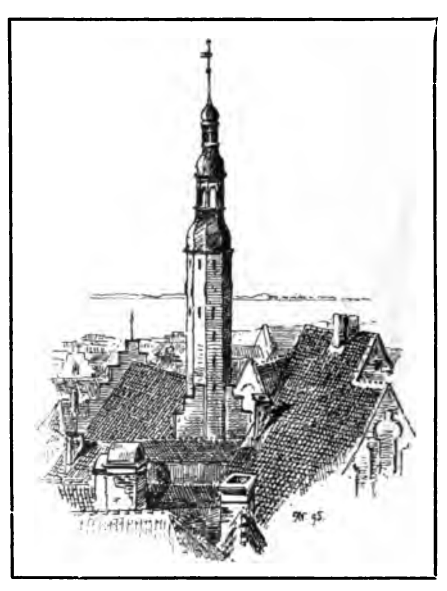


Abb. 87. Blick auf die heil. Geistkirche.

Wenige Schritte südwärts von der Nikolaikirche liegt am Ende der Ritterstraße die schwedische St. Michaeliskirche, ein unscheinbarer zweischiffiger Bau aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Die Kirche gehörte ursprünglich zu einem dem heil. Johannes geweihten Siechenhause und in einem über ihr gelegenen Stockwerk befand sich bis zum Jahre 1770 das städtische Spinnhaus. Der schwedischen Gemeinde wurde sie nach der Eroberung Revals durch die Russen überwiesen, die die bis dahin von der schwedischen Gemeinde besessene St. Michaeliskirche des Cisterziensernonnenklosters für den orthodoxen Gottesdienst in Anspruch nahmen und demgemäß umgestalteten. Zwei stattliche Holzschnitzwerke zeichnen auch die jetzige schwedische Kirche aus: ein Baptisterium und der Altar vom Jahre 1703, eine Stiftung der Familien v. Thieren und Burchart. Das Gemälde, ein Abendmahl, stiftete im Jahre 1794 der Bürgermeister Johann Friedrich Pauly.

Zwar auch einfach in ihrer äußeren Architektur, aber ungleich stattlicher als die Michaelskirche und mit einem schlanken Turm ausgezeichnet, dem das 17. Jahrhundert eine luftige „welsche Haube" aufgesetzt hat, erscheint die Kirche einer anderen städtischen Wohltätigkeitsanstalt, des ehemaligen Siechenhauses zum heil. Geist, in der Nähe des Markts (Abb. 87). Sie wird bereits im Jahre 1316 genannt und als capella domus S. Spiritus et pauperum

bezeichnet. Später diente sie auch als Ratskapelle, worin der Rat zu gewissen Zeiten öffentliche Versammlungen abhielt und jenen feierlichen Gottesdiensten beiwohnte, die dem Beginn seiner richterlichen Tätigkeit vorausgingen. Sie ist ebenfalls zweischiffig, doch mit einem Chorbau versehen, der sich in der Verlängerung des Nordschiffs fortsetzt und um einige Stufen über dem Fußboden des Schiffs erhöht ist. Zu den vielen vortrefflichen Schöpfungen des revalschen Kunsthandwerks aus der Zeit der Spätrenaissance, gehört auch die von dem Bürgermeister Heinrich v. Lohn zu Anfang des 17. Jahrhunderts gestiftete Kanzel. Aus früherer Zeit stammen einige Holzschnitzereien an Kirchenstühlen, darunter eine aus der Virgilsage, die wir im Zusammenhang mit anderen, im Rathause erhaltenen, betrachten wollen. Den schönen Schnitzaltar des Berent Notken, der vor einigen Jahren noch an seinem ursprünglichen Platze stand, haben wir in der Antoniuskapelle der Nikolaikirche wiedergefunden. Einen anderen Schnitzaltar, der auch einst dieser Kirche angehörte, bewahrt jetzt das Revalsche Provinzialmuseum. Auch er läßt sich als das Werk eines Lübecker Meisters ansprechen, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts tätig war. Das geschnitzte Mittelbild, die heilige Sippe, ist in zwei hintereinander stehenden Gruppen, in einem kapellenartigen Raum angeordnet, der durch eine Pfeilerstellung in drei Felder geteilt ist. Das mittlere Feld hat eine quadratische Überhöhung erhalten mit einer sehr fein durchgeführten, leider nicht mehr ganz vollständigen Kreuzigungsgruppe, die zu den großköpfigen Figuren, namentlich des Paulus und des Petrus im Hauptbilde und zu dem unruhigen Faltenwurf der Frauengewänder in auffälligen Gegensatz tritt. Von den Malereien aus dem Marienleben auf den Flügeln sind nur spärliche Reste erhalten (Abb. 88).

Im Anschluß an die beiden Spitalkirchen mag auch an das älteste Zeugnis des Wohltätigkeitssinnes der mittelalterlichen Bürger Revals erinnert sein, an das außerhalb der Stadt gelegene Spital zu St. Johann, das als domus leprosorum (Haus der Aussätzigen), bereits 1237 urkundlich erwähnt wird. Die Gebäude und die zu ihnen gehörige kleine Kirche sind während der Belagerungen der Stadt wiederholt zerstört worden. Die Kirche wird 1364 in einer Urkunde genannt, wonach ein Priester Carolus de Montreal die ihm vom Rat verliehene capella hospitalis extra muros Revaliensis diesem wieder übergibt.

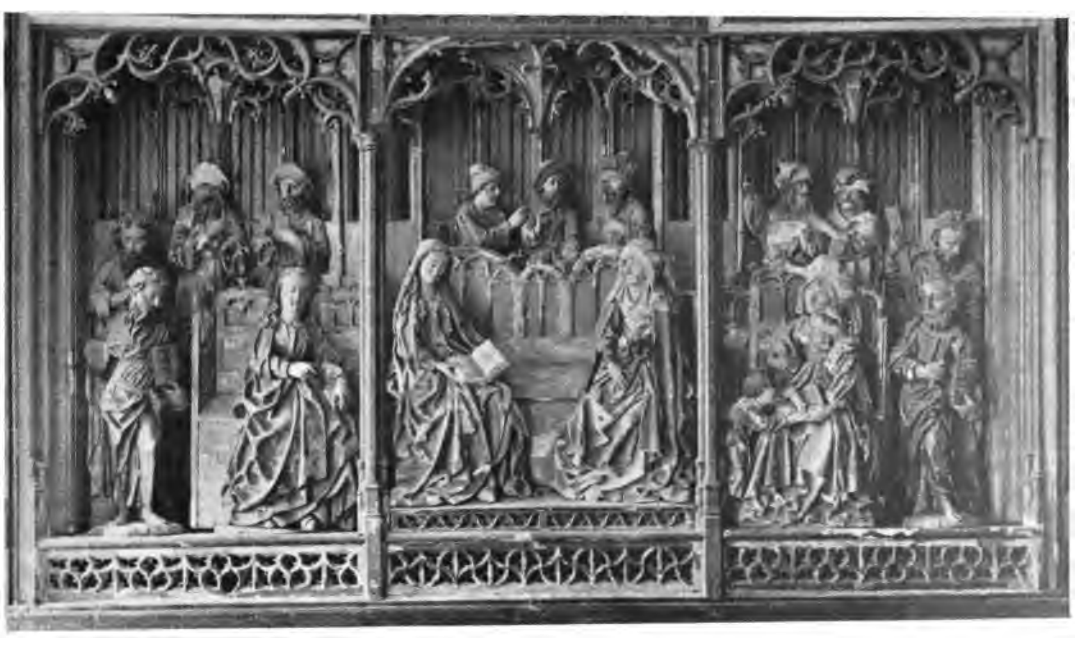


Abb. 88. Geschnitzter Flügelaltar im Provinzialmuseum.


Abb. 89. Die Olaikirche aus der Langſtraße geſehen.

Ein dem heil. Rochus geweihtes Kranken- und Armenhaus beſtand noch im 17. Jahrhundert in der Nähe der Schmiedepforte.

In dem nordwärts von der heil. Geiſtſtraße ſich erſtreckenden Stadtteil war bereits im Jahre 1249 von König Erich Plogpenning (1241—1250) das ſchon mehrfach erwähnte Ciſterzienſer-Nonnenkloſter zu St. Michael gegründet worden. Es lag alſo damals noch außerhalb der Stadt. In ſeiner Nähe entſtand wenig ſpäter oder gleichzeitig, und wahrſcheinlich auch von König Erich gegründet, die dem heil. Olaus geweihte Kirche. Sie findet ſich 1267 in einer Urkunde erwähnt, worin die Königin Margarethe von Dänemark, als „domina Estoniae“, das bisher von den däniſchen Herrſchern beſeſſene jus parochiale dem Ciſterzienſer-Nonnenkloſter überträgt. Es iſt unbekannt, was den König zur Gründung der Kirche an dieſer Stelle bewog, doch wohl anzunehmen, daß er damit auch hier die Beſiedlung zu fördern ſuchte. Der mächtige Bau zeigt ſich von ſeiner ſchönſten Seite von der maleriſchen Langſtraße aus (Abb. 89). Seine Architektur deutet auf verſchiedene Entſtehungszeiten. Das dreiſchiffige Langhaus mit den nahezu gleich breiten Schiffen, deſſen Gewölbe auf maſſigen viereckigen Pfeilern ruhen, und ein gradlinig geſchloſſener Chorbau mögen beſtanden haben, als die Königin Margarethe dem Nonnenkloſter das Parochialrecht an der Kirche verlieh. Der heutige, mit fünf Seiten eines Zwölfecks ſchließende Chor er-

innert mit seinen schlanken achteckigen Pfeilern und seinen Sterngewölben an die Remter der Marienburg in Preußen. Er wurde nach einem erhaltenen Gewölbeschlußstein (im Provinzialmuseum zu Reval) im Jahre 1330 vollendet. Die hohe Westhalle, aus deren Mitte der riesige Turm aufsteigt, der höchste im russischen Reich, wird wahrscheinlich erst zu Ende des 14. Jahrhunderts ihre Vollendung erlebt haben. Reicher in der Gestaltung ihrer äußeren und inneren Architektur als die der Kirche, ist die an der Südseite erbaute Bremerkapelle. Sie ist die Stiftung eines wohlhabenden Revaler Kaufmanns Hans Paulsen, der als junger Mann im Jahre 1492 von Lübeck nach Reval übersiedelte. Er stand zu der Lübecker Familie Greverade in nahen Beziehungen.

Zwischen den Strebepfeilern an der Südseite des Chors ließ Hans Paulsen zu seinem Gedächtnis im Jahre 1513 auch noch ein prächtiges Kenotaph errichten, das höchst wahrscheinlich die Arbeit eines aus der Nürnberger Schule hervorgegangenen Meisters ist (Abb. 90). Um eine jetzt leere Nische, die einst wohl ein Kruzifix enthielt, sind acht Passionsszenen gruppiert. Unter der Nische befindet sich eine zweite größere, von einem mit Kriechblumen besetzten Kielbogen überspannt, auf deren Boden ein Skelett ausgestreckt liegt. Im Hintergrunde der Nische ist eine Inschrifttafel angebracht, die die Worte trägt:

Dat | ick | vorgaf | is | mi | gebl(even)
Wes | ick | behelt | heft | my | bo(geven)
(H)irvme | sal | sik | nemant | to | h(och | er)
heven | also | roek | vorgheyt | des | myn
scen | leuen | hans | pawls | gedechtnisse | 1513.*)

Die Olaikirche ist dreimal völlig eingeäschert worden. Im Jahre 1433 ging sie bei dem großen Brande der Stadt zugrunde; 1625 legte sie in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni ein Blitzstrahl in Asche. Der Baumeister *„Hans Geißeler von Kottenbach im römischen Bayern Reiche“*, wie ihn die erhaltene Turmknopfnachricht nennt, führte den mächtigen Turmhelm wieder auf und

*) In hochdeutscher Übersetzung:
Das ich vorgab (weggab), ist mir geblieben,
Was ich behielt, hat mich begeben (verlassen),
Hierum (deshalb) soll sich niemand zu hoch erheben,
Wie Rauch vergeht des Menschen Leben.
Hans Pauls Gedächtnis. 1513.



Abb. 90. Kenotaph des Hans Paulsen am Chor der Olaikirche.

nach seiner Angabe zu einer Höhe von 444 rheinl. Fußen (139,32 m). — Das dritte Brandunglück traf die Kirche — ebenfalls durch Blitzschlag — in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni 1820 (Abb. 91). Zu ihrer Wiederherstellung spendete der kunstliebende Kaiser Nikolaus I. über 600000 Rubel Banco und übertrug die Leitung der Arbeiten dem Ingenieur-General Alexander v. Feldmann, unter dem als Gehilfen die Ingenieure Ernst v. Seydlitz und



Abb. 91. Der Brand der Olaikirche im Juni 1820.
Aquatinta von Th. Gehlhaar nach Joh. Hau.

Friedrich Ernst Jordan arbeiteten. Feldmann hat sich mit größter Strenge an die alten Formen gehalten, selbst die Renaissancebedachungen des Sanktustürmchens und des Türmchens der Bremerkapelle wurden nach den alten Mustern neu geschaffen. Auch den Riesenhelm des Turmes mit den vier begleitenden Ecktürmchen, die der Baumeister aus Kulmbach an die Stelle der ehemaligen Giebeldreiecke gesetzt hatte, ließ Feldmann neu erstehen. Ob man den stilistisch verunglückten marmornen Altar auf seine Rechnung oder auf die des Malers Ludwig v. Maydell zu setzen hat, dem mit Sicherheit allerdings nur die Entwürfe zu den Bronzereliefs an der Mensa zugeschrieben werden können, ist zweifelhaft. Das Altarbild, Christus am Kreuz, schuf 1830 der Maler Wilhelm v. Kügelgen.

Bis zur Reformation, die im Jahre 1524, unterstützt durch Luthers direkte Einwirkung, in Reval Eingang fand, bestanden hier drei Klöster: das schon erwähnte durch die dänischen Herrscher begünstigte, äußerst reiche Cisterzienser-Nonnenkloster zu St. Michael, das Dominikanerkloster zu St. Katharinen und ein der heil. Birgitte von Schweden geweihtes, außerhalb der Stadt am Meer belegenes Mönch- und Nonnenkloster. Auch ein Beginenkonvent hat bestanden.



Abb. 92. Die Strandpforte und die abgebrannte Olaikirche um 1830.

In den Stürmen, die auch hier die Einführung der Reformation begleiteten, fanden die in der Stadt belegenen ihren Untergang. Das Kloster der Cisterzienserinnen nahm den ansehnlichen Raum zwischen der Klosterstraße, der Breit- und der Speicherstraße ein, der auch heute noch allgemein als „Das Kloster" bezeichnet wird. Es wurde nach Einführung der Reformation in eine weibliche Erziehungsanstalt umgewandelt und 1630 von König Gustav Adolf zu einem deutschen Gymnasium für Stadt und Ritterschaft bestimmt, als welches es bis zu seiner gewaltsamen Russifizierung bestanden hat. Erhalten ist das Refektorium, das als Aula dient. Die ehemalige Klosterkirche diente als schwedische Garnisonskirche und wurde 1716 für den griechisch-orthodoxen Gottesdienst umgebaut.

Aus Dänemark angekommene Dominikanermönche hatten sich 1229 auf dem Domberge angesiedelt. Während der Zwischenregierung des Schwertbrüderordens aber verließen sie das Land wieder und erst im Jahre 1246 kehrten zwölf Mönche unter ihrem Prior Daniel nach Reval zurück. Auch diese siedelten sich zunächst auf dem Domberge an, verließen diese Niederlassung aber bald, um in der Stadt ein großes Kloster zu bauen, dessen Ruinen sich auf dem von der Rußstraße, der Münkenstraße und der Mauerstraße umschlossenen Grundplatze, durchsetzt von allerhand An- und Zubauten aus den folgenden Zeiten befinden. Es sind

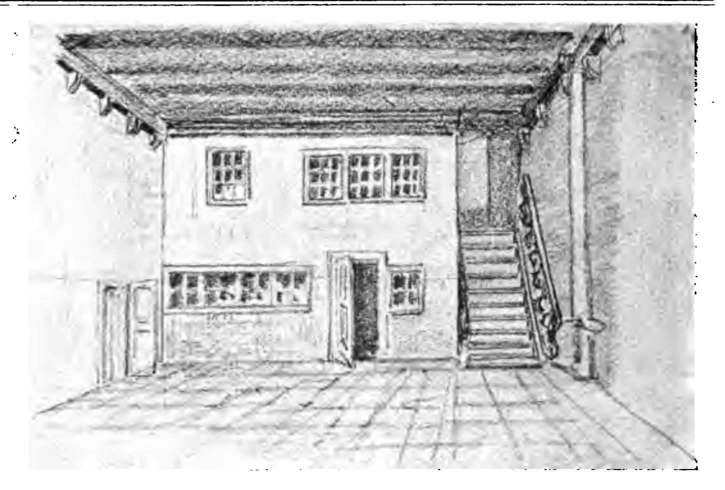


Abb. 93. Diele im Hause der katholischen Kirche in der Rußstraße.

Reste der großen Kirche vorhanden, der Ostflügel mit dem zweigeschossigen Kreuzgange und einem kleinen Refektorium, dessen kunstvoll gewölbte Decke vier Kreuzgewölbe ohne mittlere Unterstützung bilden; ferner ist der hohe westliche Kreuzgang erhalten und seine Fortsetzung bis zum ehemaligen Kornhause, das nach der Aufhebung des Klosters als „Büchsen- und Artilleriehaus" diente, später als Speicher in Privatbesitz überging. Der Nordflügel des Klosters wurde 1840 abgebrochen, um dem Neubau der den Aposteln Petrus und Paulus geweihten katholischen Kirche Platz zu machen. Das neben dem „Kornhause" an der Rußstraße belegene, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende, der katholischen Kirche gehörige Wohnhaus ist interessant durch seine „Diele" (Abb. 93).

Das Kloster zu St. Birgitten in Marienthal, am Meer gelegen, ist im Jahre 1405 von drei frommen Revaler Bürgern, namens Hinrich Swalbart, Hinrich Huxer und Gerlach Kruse erbaut worden. Swalbart oder Swalberch war der Baumeister; ipse Henricus Swalberch architectus fuit dicti monasterii, heißt es von ihm. Das Kloster gehörte unter die monasteria mixta, d. h. es gab in ihm männliche und weibliche Insassen, doch hatten die weiblichen vor den männlichen den Vorrang, und daher stand auch

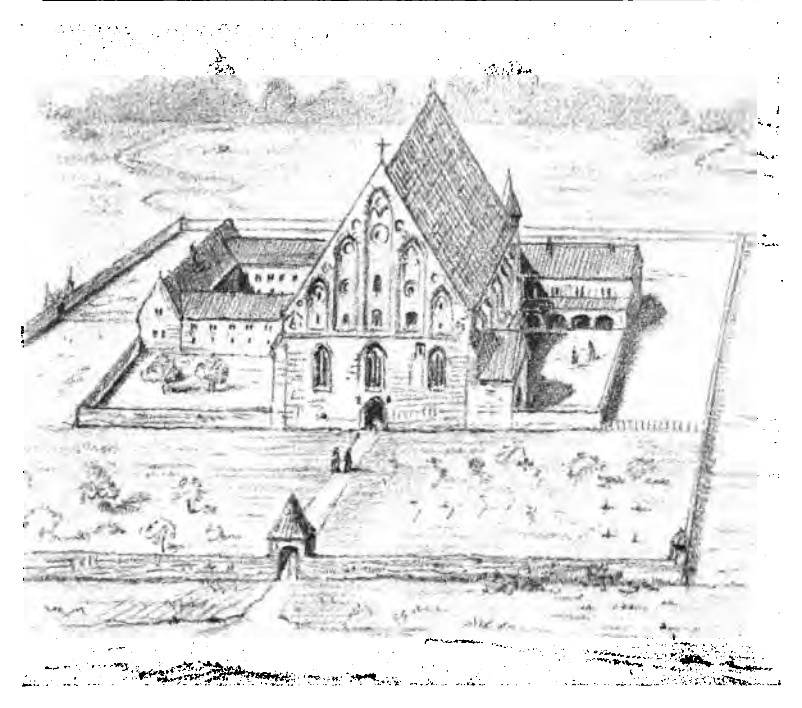


Abb. 94. Das ehemalige Birgittenkloſter. (Rekonſtruktion.)

eine Äbtiſſin dem Kloſter vor. Obgleich man von dem Leben der Kloſterleute während der beginnenden Reformationsſtürme viel Böſes zu erzählen wußte, überdauerte es dennoch die Einführung der neuen Lehre, und ſelbſt die dem Rat dringend empfohlene Niederlegung der Kloſtergebäude aus ſtrategiſchen Gründen vermochte an ſeinem Beſtehen nicht zu rütteln. Erſt mit den Ruſſenkriegen brach das Unglück über das Kloſter herein. Am 30. Januar 1575 wurde ein Teil der Kloſterleute von den Ruſſen erſchlagen, der andere in die Gefangenſchaft geführt und am 1. Februar 1577 ſanken unter dem ruſſiſchen Anſturm die Gebäude ſelbſt in Trümmer. Von der rieſigen Hallenkirche ſtehen nur die Umfaſſungsmauern und der mit reicher Niſchendekoration verſehene Weſtgiebel; von den Kloſtergebäuden ſind nur Reſte



Abb. 95. Der Marktplatz mit dem Rathause um 1830. (Nach Lithographie.)



Abb. 96. Schnitzerei vom Gestühl der Ratsstube.

der neben der Kirche herlaufenden Kreuzgänge erhalten (Abb. 94). — Völlig verschwunden sind die Barbarakapelle auf dem ehemals vor der Schmiedepforte belegenen Barbarakirchhof, die Gertrudenkapelle am Hafen vor der großen Strandpforte — sie ging 1571 durch Brand zugrunde —, die Antoniuskapelle, wahrscheinlich auch eine Begräbniskapelle in der Nähe der Karlskirche, und die Laurentiuskapelle, deren Standort unbekannt ist.

Unter den neueren kirchlichen Gebäuden verdient die von 1862 bis 1870 von dem Architekten Professor Rud. Bernhard erbaute estnische Karlskirche, die an die Stelle eines aus dem 17. Jahrhundert stammenden Baues trat, Erwähnung, besonders wegen ihrer genialen Holzkonstruktion der Vierungsüberdeckung. An der Halbkugel der Chornische ist von Professor Joh. Köler (1826—1899) die Halbfigur eines zum Eintritt einladenden Christus in Fresko gemalt. Darunter in einem Friese biblische Szenen von Sally v. Kügelgen.

⁂ ⁂ ⁂

Wie in Riga bildeten auch in Reval der Rat und die Gilden das Stadtregiment; doch war ihre Zusammensetzung im Einzelnen abweichend, was auf den Gebrauch des Lübeckischen Rechts in Reval zurückzuführen sein dürfte. So gab es in Reval beispw. zwei kleine Gilden, die erst im Jahre 1698 auf Befehl des Königs Karl XII. von Schweden zu einer verschmolzen wurden. Die ältere von ihnen, noch heute bestehende, deren Schutzpatron der heil. Kanutus ist, umfaßte die vornehmeren Handwerke, die jüngere St. Olaigilde vereinigte in sich die geringeren, wie Bierträger, Fuhrleute u. a. An der Spitze der Stadtverwaltung stand



Abb. 97. Schnitzerei vom Gestühl der Ratsstube.

der Rat, der sich bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts nur aus ritterbürtigen, meistens aus Westfalen stammenden Geschlechtern zusammensetzte und erst seit jener Zeit sich aus Mitgliedern der großen Gilde zu ergänzen begann, mit Ausnahme derjenigen seiner Glieder, die als Rechtsgelehrte aus einer besonderen Wahl hervorgingen. Rat und Gilden übten eine souveräne Gewalt im Stadtgebiet und erkannten selbst die Oberhoheit des Ordensmeisters nur in seltenen Fällen an. Das Regiment des Bischofs von Reval erstreckte sich nur auf die geistliche Oberaufsicht. Die Gesellschaft der Schwarzhäupter, die älteste in den baltischen Landen — ihr ältester Schragen datiert von 1407 — entwickelte sich ebenfalls etwas anders als die Rigasche, die auch heute noch nur unverehelichte Kaufleute zu ihren Mitgliedern zählt, während in Reval die Ehe kein Hindernis mehr ist zur Gewinnung der Bruderschaft. Obgleich die Revalschen Schwarzhäupter am Stadtregiment keinen Teil hatten, sind sie dennoch an deren Angelegenheiten, besonders den kriegerischen, sehr häufig beteiligt gewesen und bildeten bis in die jüngste Zeit hinein noch eine uniformierte berittene Stadtgarde unter dem Banner des heil. Mauritius.

Das erste Rathaus hat vermutlich am sog. alten Markt gelegen und ist beim Brande der Stadt im Jahre 1288 der Vernichtung anheimgefallen. Der jetzige große Marktplatz entstand erst nach diesem Brande und an seiner Südseite wurde das heute noch bestehende Rathaus in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut. Es ist das einzige erhaltene mittelalterliche Rathaus in den



Abb. 98. Der Schweiger und der Lauscher. Schnitzerei vom Gestühl der Ratsstube.

baltischen Provinzen. Der turmgezierte stattliche Bau kehrt seine Langseite dem Marktplatze zu und sein Untergeschoß öffnet sich zu ihm mit einer sogenannten Laube, einem auf kräftigen Pfeilern ruhenden Spitzbogengange, der allerdings seinen ganzen Reiz eingebüßt hat, seit man ihn zugunsten des Stadtsäckels in kleine Verkaufsläden zerteilte (Abb. 95). Das Erdgeschoß enthält nur einige wenige gewölbte Räume, von denen der fast die Hälfte des Baues einnehmende, jetzt als Stadtarchiv dienende, einst die Stätte des peinlichen Gerichts war. Über ihm erhebt sich im zweiten Geschoß der zweischiffige gewölbte Bürgersaal, in den die jetzt noch vorhandene Treppe unmittelbar vom Marktplatz her mündete. Durch eine hölzerne Zwischendecke und hölzerne Querwände ist er leider zu Anfang des 19. Jahrhunderts in viele kleine Geschäftsräume zerlegt und damit die Stadt eines ihrer vornehmsten Denkmäler beraubt worden. Wieviel Geschichte haben diese Wände und Gewölbe gesehen! Links an ihn stößt die noch völlig erhaltene „Ratsstube“, das Sitzungszimmer des Rats, ein stattlicher von zwei Kreuzgewölben überspannter Raum, der die ganze Gebäudetiefe einnimmt. Was sich im Rathause an Erzeugnissen des Kunstfleißes aus alten Zeiten erhalten hat, ist hier zusammengetragen. Die übrigen Räume neben dem zierlichen achteckigen Treppenturm dienten der Kämmerei, der städtischen Finanzverwaltung. Eigenartig wirkt der minaretartig schlanke, aus der Ostwand sich entwickelnde Treppenturm mit seinem Spitzbogenabschluß, über dem der geschwungene, von einer luftigen Galerie durchbrochene Helm aufsteigt, dessen Spitze von einer Landsknechtfigur mit Hellebarde als Wetterfahne gekrönt wird. Ihn ließ der im Jahre 1639 gestorbene Revalsche Ratsherr Johann Müller von Kunda auf seine Kosten erbauen. Im Jahre 1667 wurde das Rathaus einer großen Renovierung unterzogen, deren Leitung den Kämmerern Heinrich

Baade und Conſtans Korbmacher übertragen worden war. In ihrem Auftrage führte der Maler Hans Aken die acht auf das Richteramt bezüglichen Lünettengemälde der Ratsſtube aus, die dieſer zum Teil unter mehr oder weniger unmittelbarer Anlehnung an Radierungen Rembrandts oder Stiche nach Rubens ausführte. Jedes der Bilder iſt von einer dichteriſch nicht grade hochſtehenden moraliſierenden Nutzanwendung begleitet. Man ſieht Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers, Simſon und Delila, Suſanna vor dem Richter, Chriſtus und die Ehebrecherin, das Urteil Salomos, Chriſtus vor Pilatus, die Königin von Saba vor Salomo und Chriſtus mit dem Zinsgroſchen. —

Demſelben Ideenkreiſe gehören die Reſte eines mittelalterlichen geſchnitzten Geſtühls an, das zum Teil aus dem Ende des 15., zum Teil aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ſtammt. Zu den älteren Teilen gehören zwei Seitenlehnen einer Bank mit geſchnitzten Bekrönungen. Links ſieht man Triſtan und Iſolde am Brunnen unter dem Baum, in deſſen Gezweig der Kopf des das Paar belauſchenden Königs Marke erſcheint (Abb. 96); rechts in einem von akanthusähnlichem Laub gebildeten Kranze Simſons Kampf mit dem Löwen (Abb. 97). Wie in dem erſten Bild die Schwäche des Mannes dem Weibe gegenüber gegeißelt werden ſoll, ſo ſoll im zweiten die Mannestugend, der Mut, geprieſen werden. Dasſelbe Thema behandeln auch die Schnitzereien der ſpäteren Banklehnen, doch hier noch durch einige ſymboliſche Darſtellungen erweitert. Gekrönt ſind dieſe Lehnen von den ſymboliſchen Figuren des Schweigers und des Lauſchers. Die erſte iſt veranſchaulicht durch einen bärtigen männlichen Kopf, in deſſen geöffnetem Munde die Zunge fehlt, die zweite durch eine kleine männliche Figur, die ſich mit weit vorgeſtrecktem Oberkörper lauſchend über den Nimbus eines Chriſtuskopfes erhebt — die ſelbſt über das Heiligſte ſich hinwegſetzende Begierde des Lauſchens. Auf den Innenſeiten der Lehnen mahnen zwei große geſchnitzte ſtiliſierte Roſen an die Verſchwiegenheit, wie man wohl bei den Römern es liebte, bei Gaſtereien eine Roſe über der Tafel aufzuhängen als eine Mahnung, das in der Heiterkeit des Mahles Geſprochene nicht weiter zu tragen. Auf der Außenſeite der einen Lehne ſieht man Davids Kampf mit Goliath, darunter Bär und Löwe, die David als Hüter der Herden ſeines Vaters erlegte — die Symbole von Mut und Kraft (Abb. 99). Die andere Lehne trägt ebenfalls zwei Schnitze-





Abb. 99. Abb. 100.

Schnitzereien vom Geſtühl der Ratsſtube.

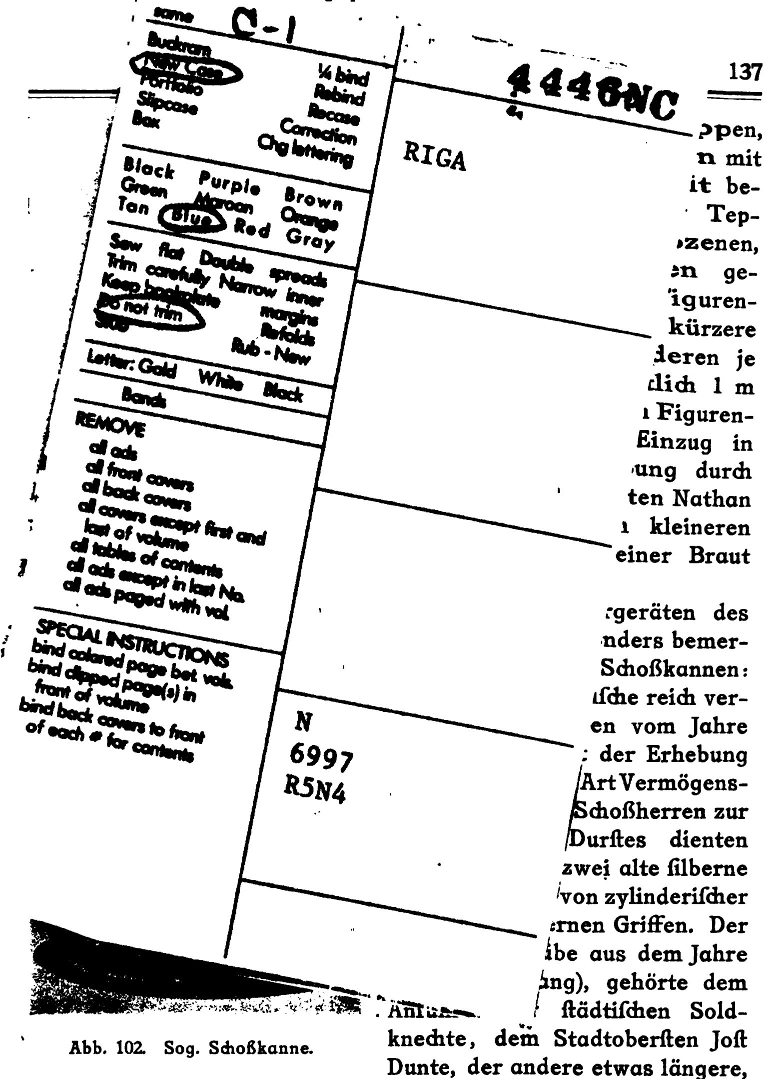


Abb. 101. Schnitzerei vom Gestühl der heil. Geistkirche.

reien, die wiederum die verwerfliche Schwäche des Mannes dem Weibe gegenüber zum Gegenstand haben: Simson im Schoße der Delila und darunter die Illustration zu einer mittelalterlichen Schwankdichtung von Aristoteles und der Hetäre Phyllis, die den alternden liebeskranken Philosophen zum Reittier erniedrigte (Abb. 100). Auf dieses im Mittelalter oft variierte Thema nimmt auch jene geschnitzte Banklehne in der Heil. Geistkirche Bezug, die den Zauberer Virgil darstellt, den eine schlaue Königstochter, zu der er in Liebe entbrannt war, in einem Korbe am Turm ihrer Burg hängend, dem Gespött des Volks aussetzte (Abb. 101). Besonders diese Szenen aus der Aristoteles- und der Virgilsage waren im Mittelalter sehr beliebt und lassen sich schon im 14. Jahrhundert nachweisen. Sie sind zurückzuführen auf Petrarcas Trionfi in vita e morte, die allmählich vulgarisiert und ausgeschmückt ins Volk drangen und aus Italien über Frankreich ihren Weg nach Deutschland nahmen. Auch die Künstler bemächtigten sich des Stoffs. In Stichen von Lucas van Leyden, Urs Graf, Georg Pencz u. a. fand er weite Verbreitung. Doch kaum irgendwo hat sich ein Skulpturenzyklus in dieser Vollständigkeit, wie ihn Reval besitzt, erhalten.

Ein prächtiges Holzschnitzwerk ist ferner der unter den Lünettenbildern sich hinziehende Fries vom Jahre 1697 mit zwölf schwungvoll geschnitzten Jagdszenen.

Einen wertvollen Besitz bilden ferner vier, inschriftlich aus dem Jahre 1547 stammende, flanderische Wandteppiche, die offenbar auf besondere Bestellung in Brügge hergestellt wurden, denn alle vier



…ppen,
…n mit
…it be-
… Tep-
…zenen,
…en ge-
…iguren-
kürzere
…deren je
…lich 1 m
…n Figuren-
Einzug in
…ung durch
…ten Nathan
…n kleineren
einer Braut

…geräten des
…nders bemer-
Schoßkannen:
…sche reich ver-
…en vom Jahre
… der Erhebung
Art Vermögens-
Schoßherren zur
Durstes dienten
zwei alte silberne
von zylinderischer
…rnen Griffen. Der
…ibe aus dem Jahre
…ung), gehörte dem
… städtischen Sold-

Abb. 102. Sog. Schoßkanne.

knechte, dem Stadtobersten Jost Dunte, der andere etwas längere, vom Ende des 17. Jahrhunderts, dem Stadtobersten Hans Moeler. Für die militärische Zucht jener Zeit ist die Inschrift auf diesem Regiment charakteristisch:

Wultu mith Kriges Folck wat beschaffen
So mostu wol betalen vnd hart straffen.

Von Strafe geldt boeſer
Saken
let Hans Moeler dith Regiment
maken.



Abb. 103. Das Haus der großen Gilde.
(Nach Aufnahme von van der Ley.)

Es iſt die Arbeit des Revaler Goldſchmiedes Fromhold Stein.

Gleich dem Rathaus ſtammt auch das Haus der großen Gilde noch aus dem Mittelalter. Die Zeit der Gründung der großen Gilde (ſie wurde urſprünglich als „Kindergilde“ bezeichnet; „Kinder“, im Sinne von Zuſammengehörigkeit zu einer Genoſſenſchaft, hier der Kaufleute) iſt mit Sicherheit nicht nachzuweiſen, doch iſt ihr Beſtehen zu Ende des 13. Jahrhunderts außer allem Zweifel. Nach der Vollendung der Befeſtigung des jüngeren Stadtteils wird ſie ihre Niederlaſſung aus der engen Stadt dorthin verlegt haben; im Jahre 1370 findet ſich das Gildenhaus auf der Ecke der Lang- und Heil. Geiſtſtraße, gegenüber der Heil. Geiſtkirche erwähnt. Im Jahre 1407 wurde ein Neubau geplant und die Gilde erwarb von den Erben des verſtorbenen Bürgermeiſters Gottſchalk Schotelmund deſſen dem alten Gildenhauſe gegenübergelegenes Wohnhaus. Es wurde abgebrochen und drei Jahre ſpäter war das neue Gildenhaus vollendet. Es iſt, von einigen geringen Umgeſtaltungen im Innern abgeſehen, unverſehrt auf die heutige Zeit gekommen. Für die „Akziſekammer“ wurde 1413 noch ein Anbau ausgeführt, durch die Überwölbung des vorderen Teils des ſchmalen neben dem Gildehauſe ſich hinziehenden „Gildenganges“, einer Verbindung zwiſchen der Lang- und Breitſtraße (Abb. 103).

Ein jetzt nicht mehr vorhandener Beiſchlag mit ſeitlicher Freitreppe führte zum gotiſch gewölbten Portal, an deſſen eiſenbeſchlagenen Türflügeln noch zwei ſchöne aus dem Jahre 1430 ſtam-

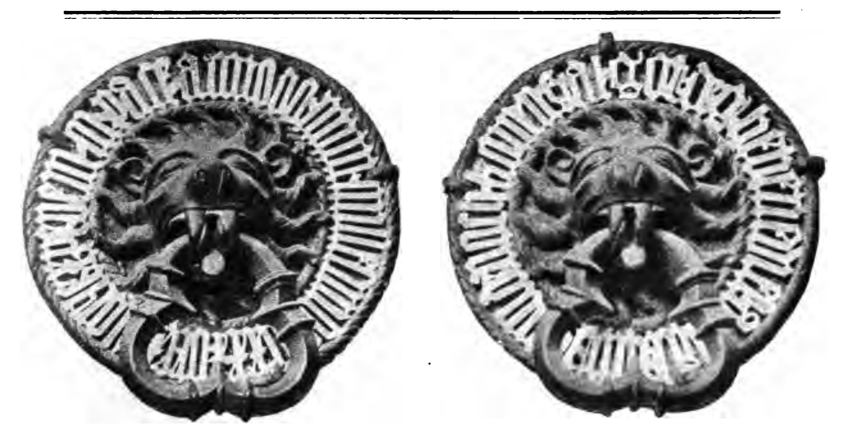


Abb. 104. Türklopfer vom Hause der großen Gilde.

mende Türklopfer erhalten sind: stilisierte Löwenköpfe, die einen Klopfring in Form eines gotischen Dreipasses in den Zähnen halten, umgeben von kreisrunden Schriftstreifen (Abb. 104). Man tritt in eine hohe gewölbte Vorhalle, in der links eine kleine Treppe zur Akzisekammer führt; rechts liegt die sog. kleine Gildstube, der Sitzungsraum der Gildenältesten und dahinter erstreckt sich der große zweischiffige Gildensaal, dessen acht Kreuzgewölbe von drei profilierten sechsekigen stämmigen Pfeilern getragen werden. Das Ganze ist prunklos, schlicht und dennoch nicht ohne vornehme Würde.

Unter dem Hause befinden sich große gewölbte Keller, von denen die zur Straße gelegenen im Jahre 1624 zu einem Weinkeller eingerichtet wurden, der unter dem Namen „Das süße Loch" einen weiten Ruf gewann. Er wurde nach seiner Einrichtung für eine jährliche Miete von 40 Herrentalern und 16 Stoof Rheinwein — 4 Stoof für jeden der Älterleute — verpachtet. In seiner alten Ausstattung glich er sehr Auerbachs Keller in Leipzig. Vor wenigen Jahren ist er geschlossen worden.

An eines der frohen Feste, die neben anderen, vom Hause der großen Gilde ihren Ausgang nahmen und in ihm ihren Beschluß fanden, erinnert ein Lünettenbild der kleinen Gildstube, gemalt von Leop. v. Pezold (geb. 1832 in Fellin, gest. 1907 in Karlsruhe). Es schildert eine Szene aus dem mittelalterlichen Frühlingsfest, dem Maigrafenfest, das auch in Reval schon im 14. Jahrhundert

und bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein gefeiert wurde. Die diesem Fest zugrunde liegende Idee ist die Überwindung des Winters durch den jungen Lenz und seine Vermählung mit der Erde. Nach dem Ausritt der Gildenbrüder in den grünen Mai und nach stattgefundenen Waffenspielen wurde der Würdigste unter ihnen zum Maigrafen erkoren, dem dann das Recht zustand, sich unter den Schönen die Schönste zur Maienkönigin zu wählen. Der Maler hat den Einzug des Maigrafen und seiner Maienkönigin mit seinem Gefolge durch die große Strandpforte dargestellt. Dem Zuge voraus schreiten Spielleute; Neugierige strömen von allen Seiten herbei und im Vordergrunde kniet, umgeben von Häschern, ein Verbrecher, der seine Befreiung aus der Haft von dem Maigrafen erfleht. Der Sage nach stand es diesem zu, einen bei seinem Einzuge ihm begegnenden Verbrecher seiner Schuld ledig zu sprechen.

Neben dem Maigrafenfest fanden als andere Frühlingsfeste der wehrhaften Revaler Bürgerschaft die „Papageienschießen" schon im 14. Jahrhundert statt. Sie wurden in dem vor der großen Strandpforte gelegenen „Papageiengarten" abgehalten, wo auf einer Stange ein Vogel gesteckt war, nach dem man mit der Armbrust schoß. Wer den Vogel herabschoß, wurde als Festkönig gefeiert und erhielt ein Ehrengeschenk. Beim Einzug in die Stadt trug er einen silbernen Papagei an einer Stange, und seine Armbrust trug man ihm voraus. Die Gilden feierten aber das Fest nicht gemeinsam, das hätten die festgefügten Standesverhältnisse jener Zeit nicht gestattet. Als erste feierte die große Gilde, dann die Schwarzhäupter und dann die kleinen Gilden. Im Silberschatze der Schwarzhäupter hat sich der silberne, an einer kleinen Kette hängende Papagei, eine Arbeit der Frühzeit des 15. Jahrhunderts erhalten.

Das Haus der Gilde des heil. Kanutus an der Langstraße ist 1864 neu erbaut worden an derselben Stelle, wo es im Jahre 1329 urkundlich zum ersten Male genannt wird. Es ist ein recht unschöner Bau, der trotz der Statuen des heil. Kanutus und Luthers nichts von jener Behäbigkeit und Würde besitzt, wodurch sich das alte Haus der großen Gilde auszeichnet. Im oberen Geschoß ist das estländische Provinzialmuseum untergebracht.

Vom Hause der ehemaligen Olaigilde, ebenfalls an der Langstraße belegen, ist nur noch der alte zweischiffige Gildensaal



Abb. 105. Das Haus der Schwarzhäupter um 1850.
Davor Schwarzhäupterbrüder in ihrer damaligen Uniform. (Nach Lithographie.)

erhalten, einer der stattlichsten mittelalterlichen Saalbauten Revals, dessen sechs Sterngewölbe von zwei schlanken achteckigen Pfeilern getragen werden. Er ist seiner Bestimmung leider entfremdet. Nach dem Eingehen der Olaigilde kam das Haus in Privatbesitz und heute ist der prächtige Saal zu einem Galanteriewarenladen geworden.



Abb. 106. Partie aus dem Hofe des Schwarzhäupterhauses.
(Nach Aufnahme von Teterin.)

An das Haus der ehemaligen Olaigilde grenzt das der Schwarzenhäupter (Abb. 105). Es ist seit 1495 mietweise im Besitz der Gesellschaft gewesen und 1531 von ihnen den Erben des Bürgermeisters Johann Viant abgekauft worden. Ein innerer Umbau erfolgte; der große zweischiffige Saal, die „Dornse", dessen Decke drei Säulen tragen, kam zur Ausführung. An der mittleren Säule sieht man die Jahreszahl 1532. Äußerst interessante mittelalterliche Anlagen enthält das Kellergeschoß, und überaus malerisch ist der innere Hof (Abb. 106). Die Fassade zur Langstraße ist im Jahre 1597 in die jetzige Form gebracht; an die Stelle der einfachen gotischen Giebelschrägen hat man geschwungene Linien gesetzt und durch einige Reliefs den öffentlichen Charakter des Hauses zu betonen versucht. Man sieht einen segnenden Christus im oberen Giebelfeld, die Figuren einer Pax und einer Justitia im untern, turnierende Schwarzhäupterbrüder zwischen den Fenstern des Obergeschosses und die Wappen der vier Hansakontore zu



Abb. 107. Aus dem Silberschatz der Schwarzhäupter.

Brügge, Nowgorod, London und Bergen auf einem Friese unter diesen Fenstern.

Schöne Erinnerungen an die Vorzeit werden pietätvoll im Hause aufbewahrt. Alte Schiffsmodelle aus dem 17. Jahrhundert hängen von der Decke der Vorhalle herab und Trophäen mancherlei Art schmücken die Wände. Den schönsten Schmuck des Hauses aber bewahrt der obere Saal, den Silberschatz und den großen flanderischen Flügelaltar, den die Schwarzhäupter einst in die Katharinenkirche der Dominikaner gestiftet hatten. Sie nahmen ihn als wertvollstes Eigentum vor der Aufhebung des Klosters zurück. Eine erhaltene Aufzeichnung in einem alten Denkelbuch der Schwarzhäupter weiß von dem Altar nur zu melden, daß er im Jahre 1495 „über Lübeck aus Westen" gebracht sei. Es sind zwei Hände an dem Werk zu erkennen, die beide der Memlingschule angehören, oder doch unter ihrem Einfluß gestanden haben; namentlich nähern sich einige Köpfe in ihrem würdevollen Ausdruck dem Meister des Greveradenaltars im Dom zu Lübeck, für den man bisher Memling selbst in Anspruch nahm, was von neueren Forschern aber bestritten wird. Die grau in grau gemalte Verkündigung auf den Außenflügeln des Schwarzhäupteraltars geht ebenfalls auf den Greveradenaltar zurück, ist aber von ungleich schwächerer Hand. Am bedeutendsten ist das bei geöffneten Flügeln erscheinende erste Bild: Maria, Christus — dieser auf der Marterfäule kniend, hinter ihm zwei Engel mit den Marterwerkzeugen — und Johannes der Täufer Fürbitte ein-

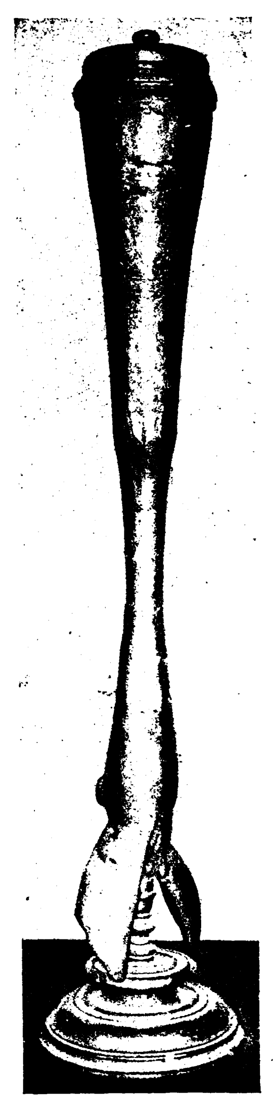


Abb. 108. Sog. Rehfuß. Trinkgefäß im Bes. d. Schwarzhäupter.

legend vor dem thronenden Gottvater für die zu beiden Seiten knienden dreißig Schwarzhäupterbrüder. Besonders die Figur Gottvaters, der in reicher priesterlicher Tracht, das Haupt von der Tiara bedeckt, auf mit Edelsteinen geschmücktem Thron sitzt, ist von großartiger Schönheit. Das beim Öffnen der innern Flügel erscheinende zweite Bild zeigt die thronende Gottesmutter mit dem Jesusknaben auf dem Schoße. Zu ihrer Linken St. Viktor und St. Franziskus; zu ihrer Rechten St. Georg und die heil. Äbtissin Gertraud von Nivelle, mit der zu ihren Füßen vorüberhuschenden Maus.

Obgleich keine Meisterwerke enthaltend, ist doch die ebenfalls hier befindliche Sammlung von Bildnissen fürstlicher Personen, namentlich der schwedischen Könige, nicht ohne Interesse. Zum größten Teil sind diese meist in Lebensgröße gemalten Bildnisse von Schwarzhäupterbrüdern während des 17. und 18. Jahrhunderts gestiftet worden. Mehrere von ihnen tragen Wappen und Namen der Stifter. Nur einmal begegnet man dem Namen eines Malers. Das Porträt des großen Kurfürsten hat — wahrscheinlich nach einem Stich — der schon erwähnte Maler der estländischen Ritterschaft Ernst Wilhelm Londicer im Jahre 1683 gemalt. Es ist seine früheste bekannte Arbeit.

Der Silberschatz der Schwarzhäupter ist zwar nicht so bedeutend wie der der Rigaschen Schwarzhäupter, doch enthält auch er eine große Anzahl äußerst wertvoller Arbeiten Nürnberger, Augsburger, Hamburger und einheimischer Goldschmiede (Abb. 107). Als eine, wohl nur hier vorkommende Trinkgefäßform mögen die sog. Rehfüße erwähnt sein: sehr hohe schlanke Kelche, die unten in die Form eines Rehfußes auslaufen. Ein vorhandener hölzerner Rehfuß stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts; er hat eine Höhe von 1,045 m (Abb. 108). Je einen halben Meter hoch sind zwei silberne dieser sonderbaren Trinkgefäße, beide Geschenke russischer Kaiser. Das ältere von Peter I. gestiftete Exemplar fertigte der Revaler Goldschmied Peter Wilhelm Pollack, ein Schwager des Malers Londicer; das andere ist ein Geschenk des Kaisers Alexander I. und wurde von dem Revaler Goldschmied Jakob Johann Oehrmann angefertigt (Abb. 109).

∴ ∴ ∴



Abb. 109. Aus dem Silberschatze der Schwarzhäupter.

Das Schicksal, viel Schönes von dem Bestande seiner mittelalterlichen Architekturen und von seinen stimmungsvollen Straßenbildern einzubüßen, ist auch Reval nicht erspart geblieben. Die veränderten Lebensanschauungen und Lebensbedürfnisse haben auch hier über das Alte ihren Weg genommen, haben zunächst das Innere, dann das Äußere der mittelalterlichen Bürgerhäuser umgestaltet und schließlich nicht wenige von ihnen völlig von ihren Plätzen verdrängt. Aber trotzdem ist noch manches erhalten und der malerische Charakter der alten Stadt hat nicht völlig verwischt werden können; auch bleibt anzuerkennen, daß neuerdings wieder Bestrebungen wach werden, bei notwendig werdenden Neu-



Abb. 110. Der alte Markt um 1880.

bauten dem Alten Rechnung zu tragen und dieſe ſo zu geſtalten, daß ſie bei aller Freiheit in der künſtleriſchen Konzeption ſich dennoch dem Rahmen des alten Stadtbildes wohlgefällig einfügen (Abb. 110 u. 111).



Abb. 111. Der alte Markt seit 1905.

Unscheinbare Holzbauten, mit Stroh gedeckt, die in ihrer Einrichtung den Bauernhäusern der westfälischen Heimat ihrer Erbauer und Bewohner geähnelt haben mögen, verbreiteten sich in schneller Zunahme über das kleine Stadtgebiet am Fuße des Burgfelsens. Besonders während des Interregnums des Ordens der Schwertbrüder, 1227—1238, hatte der Zuzug von Ansiedlern aus Westfalen die Zahl der Niederlassungen außerordentlich vermehrt. Die jener Zeit eigentümliche Zusammenschließung einzelner Gruppen der Bevölkerung zu Genossenschaften mit gemeinsamen Zielen und die Bildung des städtischen Gemeinwesens erfolgte auch hier bald. Mit der Einführung des Lübeckischen Rechts

wurden auch die ersten Baugesetze gegeben. In der Ergänzung zu diesem durch den Revaler Kodex von 1282 finden sich bereits eingehende Vorschriften über den Hausbau und die Straßenbereinigung, die durch gelegentlich erlassene Spezialvorschriften in den „Burspraken“ noch vervollständigt wurden und deren Befolgung den Einwohnern bei Androhung von Strafe zur Pflicht gemacht wurde. Dem großen Brande von 1288 folgte das Verbot des Holzbaues, was zur Folge hatte, daß bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Steinbauten überwiegen. Doch sind es nicht die Wohnhäuser, sondern, wie man das in der Handelsstadt mit ihren großen Warenvorräten wohl auch nicht anders erwarten konnte, die Speicher, die man zunächst aus Stein erbaut. „Steinhaus“, domus oder hereditas lapidea, auch „Kornhaus“ ist ihre Bezeichnung in den alten Stadtbüchern. Und die Bezeichnung „Steinhaus“ für Speicher hat sich bis in die jüngste Zeit erhalten. Das steinerne Wohnhaus führt in den alten Stadtbüchern die Bezeichnung hereditas lapidea in qua moratur, oder inhabilitalis.

Ein verschärftes Gesetz forderte im Jahre 1428 bei zehn Mark Strafe den Abbruch der noch vorhandenen hölzernen Zäune, Stallungen und Wohnungen innerhalb der Zeit vom Montag nach Mariä Geburt, dem Tage des Erlasses, bis zu Pfingsten. Und trotz aller verschärften Bauvorschriften konnten dennoch am 11. Mai 1433 fast die halbe Stadt und das Domgebiet einer Feuersbrunst zum Opfer fallen: „Und dat was en grot brant anno XIIIICXXXIII, dat vür ghink zwarliken over all de Stad des Mandages na Cantate, dat was do de XI dagh imme Meie“, meldet eine zeitgenössische Nachricht. Im Rathause erinnerte ein großes Gemälde an die Schreckensstunden des 11. Mai; es wurde 1667 bei den Renovierungsarbeiten beseitigt. Die Schuld an dem verheerenden Brande trug hauptsächlich das Dachdeckungsmaterial, das vielfach noch Stroh und Holzschindeln bildeten.

Auf schmalen langgestreckten, oft von einer Straße zur anderen reichenden Grundstücken, reihten sich die Wohn- und Speichergebäude aneinander, ihre Giebel der Straße zukehrend. Die Grundrißgestaltung war typisch und sie blieb es, mochten auch die Kunstformen im Laufe der Jahre wechseln, bis ins 17. Jahrhundert hinein. Vor dem im Spitzbogen gewölbten Portal, dessen nach außen abgeschrägte Laibungen ein Wechsel von Hohlkehlen und



Abb. 112.
Tür am Hause Nr. 51 an der Langstraße.

Rundstäben belebte, dehnte sich, um einige Stufen über dem Straßenniveau erhöht, der „Beischlag“, ein Steinsitz mit hohen Seitenwangen, die oft reich skulptiert, oft Wappen oder Hausmerke des Besitzers trugen oder auch ein frommer Spruch zierte. Hier pflegte sich die Familie nach getaner Arbeit bei schönem Wetter zur Erholung zusammenzufinden, wenn sie es nicht vorzog, sich in dem außerhalb der Stadt belegenen Schützengarten vor der Süsternpforte, oder dem Rosengarten, oder dem Papageiengarten vor der Strandpforte zu ergehen. Die Beischläge sind bis auf spärliche Reste verschwunden. Auf Befehl des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen Marquis Paulucci mußten sie im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, als verkehrsstörend, abgebrochen werden.

Das Portal öffnete sich auf die hohe, gewöhnlich durch zwei Geschosse reichende „Diele“ (deren sich noch einige aus der Frühzeit des 17. Jahrhunderts erhalten haben), in deren Hintergrunde eine breite Treppe mit schwerem oft schön geschnitztem Holzgeländer, zu einer Galerie und von dort weiter in den oberen Stock führte, wo sich die zum Hof belegene Wohnung befand. Zuweilen trennte in geräumigen Dielen eine Wand noch ein Kontorstübchen zur Straße hin ab, oder ein hinter der Treppe zum Hofe belegener



Abb. 113. Tür am Hauſe Scheel am alten Markt.

Raum diente dieſem Zweck. Bemerkenswert durch ſeine Größe und die Reſte der gotiſchen Ausſtattung iſt ein ſolcher, der ſich in dem Hauſe an der Ecke der Lang- und Bäckerſtraße erhalten hat, das ſich zugleich durch eine noch dem 16. Jahrhundert angehörende Haustür auszeichnet (Abb. 112). Auch die Küche war im Erdgeſchoß zum Hofe

gelegen, vielfach nur ein dunkler Raum mit einem großen offenen Herde. Mit den Kellerräumen standen die Wohnungen durch innerhalb der Mauern befindliche schmale Treppen in Verbindung. Die Wohnung selbst war bescheiden und bestand gewöhnlich nur aus einem heizbaren Wohnzimmer, dem „Äftuarium“, und einigen kalten „Kammern“. Das Bedürfnis nach größerem Komfort entstand erst unter dem Einfluß der französischen Sitten zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Unter wie bescheidenen Verhältnissen selbst Leute aus den besseren Gesellschaftskreisen damals in Reval wohnten, läßt ein im Jahre 1705 zum Zwecke der Militäreinquartierung aufgestelltes Häuserverzeichnis erkennen. Darin wird unter anderem berichtet, daß die von dem Herrn Oberlandgerichtssekretär v. Phasian eingenommene Wohnung aus einer 4 Quadratfaden (18,2 m²) großen warmen Stube und zwei ebensogroßen kalten Kammern bestehe. Vom finnischen Pastorat, das Herr Pastor Sandreus bewohnt, heißt es, es bestehe aus einer Wohnstube von 3½ Quadratfaden (16 m²) und zwei kalten Kammern, von denen er eine „zu seiner Studierstube gebrauchet“. Der Pastor Zimmermann (an der Karlskirche) ist Besitzer einer warmen Wohnstube von vier Quadratfaden und einer kalten Kammer, worin Kranke untergebracht sind. — Um die Mitte des 18. Jahrhunderts finden sich schon andere Ausstattungen. Der innere Ausbau der Wohnungen wird mit mehr Aufwand betrieben, eine größere Anzahl von



Abb. 114. Baugruppe in der Nähe der Strandpforte. (Nach Aufnahme von van der Ley.)

Fenſtern durchbricht die Straßenfaſſade, der Luxus von Deckengemälden mit dem ganzen Beiwerk von allegoriſchen Gruppen wird angetroffen und ein dem entſprechendes Mobiliar ziert die wohnlicher geſtalteten Räume.

Nur der rieſige Dachraum, der an Höhe oft die Hauptmauern des Hauſes überragte, blieb ſeiner Beſtimmung als Warenſpeicher erhalten. Drei, vier und oft noch mehr Geſchoſſe waren in dem ſchweren Holzwerk des Daches eingebaut und erhielten ihr Licht durch eingeſetzte Dachfenſter und kleine Schlitzfenſter in den Giebelwänden. Durch Luken im Giebel wurden die Waren hinein- und hinausgeſchafft, an Seilen, die über die an der Giebelſpitze weit vorragende Laufrolle liefen.

Der zur Straße gekehrte Giebel iſt neben dem Portal ſo ziemlich der einzige Träger architektoniſchen Schmuckes des alten Revaler Wohnhauſes. Große Spitzbogenniſchen und Kreisblenden in den Zwickeln bilden vorzugsweiſe die Dekoration der Giebel, wozu die Lichtöffnungen und Luken als weitere Motive treten. Zur Verdeckung der über die Giebelflächen hinausragenden Lattenenden der Dachdeckung ſieht man zuweilen ein Zierbrett an dieſen angebracht, woran Hopfenranken und Trauben ein gern wiederholtes Ornament ſind. Es mag das mit dem Privileg der Brauerei zuſammengehangen haben, das der großen Gilde zuſtand. Dieſe konnte jedoch auch Mitglieder der Olai- und der Kanutigilde in die „Brauerkompagnie" aufnehmen, weshalb im Vorſtand auch ſtets ein dieſen Gilden angehöriger Vertreter ſaß. Ein Überbleibſel dieſes alten Rechts, das aber keine ſtaatliche Bedeutung mehr hat, iſt noch erhalten. — Gelegentlich kommen auch Malereien an den Faſſaden vor, doch haben ſich ſolche von Bedeutung nur an einem Hauſe am alten Markt erhalten. Man ſieht dort die Dreieinigkeit und die vier Evangeliſten in den Kreisblenden und Vierpäſſen; eine, allerdings ſchon mehrfach reſtaurierte Arbeit aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Giebelſpitze krönte ſtets eine aus Eiſen geſchmiedete Zierſtange mit Wetterfahne. Skulpturſchmuck an den Häuſern aus gotiſcher Zeit iſt ſelten; hier und da hat ſich ein bärtiger Kopf als Träger eines Spitzbogens am Giebel erhalten. Daß der Schmuck einſt reicher war, laſſen alte Niſchen über den Eingängen vermuten und niſchenförmige Abſchrägungen an Eckhäuſern, die wahrſcheinlich einſt zur Aufſtellung kleiner Heiligenfiguren dienten. Auch fromme Sprüche, Hausſegen und andere

Inſchriften, die ſich als Abſchluß des Mauerwerks unter dem Giebelfuß hinzogen, oder auf beſondere, an geeigneter Stelle eingemauerte Platten gemeißelt ſind, werden, meiſt bis zur Unkenntlichkeit übertüncht, noch angetroffen. Zuweilen auch an den Portalen, wo ſie gewöhnlich die Kämpferplatte zieren.



Abb. 115. Häuſergruppe aus der Breitſtraße.

Auf breiten Grundſtücken gelegene Häuſer erhielten ſtets zwei Giebel, von denen der über dem Haupthauſe errichtete breiter und höher war, der des Nebenhauſes auch zuweilen als Halbgiebel ausgebildet wurde. Das Hauptgebäude pflegte man „Großhaus“, das Nebengebäude „Kleinhaus“ zu nennen. Der Volksmund bezeichnete ſie auch als „Vaters Haus“ und „Sohnes Haus“. (Vergl. Abb. 110.)

Die Architektur der Renaiſſance hat auf dem Gebiete des Wohnbaues kaum etwas Nennenswertes hinterlaſſen. Das Bedürfnis nach Neubauten war infolge des politiſchen und kommerziellen Tiefſtandes der Stadt nicht vorhanden. Der Wohlſtand Revals war in ſtetem Sinken begriffen ſeit der Handel andere Wege nahm, wodurch Reval als Hauptſtapelplatz ausgeſchaltet wurde, und ferner die ſchwediſchen Regenten ihre durch die Kriege ſtark in Anſpruch genommenen Finanzen aus dem Revalſchen Stadtſäckel und den Säckeln der Bürger aufzubeſſern ſuchten. Die bürgerliche Baukunſt beſchränkte ſich auf das Notwendigſte. Hier und da entſtand wohl ein von geſchwungenen Linien beſeiteter Giebel, wenn die Notwendigkeit eine Änderung erforderte, oder die Giebelſpitze erhielt einen kleinen Aufſatz im Stil der Zeit. Im Innern der Häuſer unternommene Umbauten wirkten wohl auch auf die Faſſaden zurück durch Veränderung der Fenſterformen oder durch die Vermehrung der Öffnungen. Auch die Haustüren mußten gelegentlich



Abb. 116. Der alte Markt und die Rußstraße um 1830. (Nach Lithographie.)

geändert oder erneuert werden; an die Stelle der quergeteilten traten dann der Länge nach geteilte Flügel und dann nicht selten mit großem Kunstaufwand. Das Portal des Revaler Bürgerhauses war ja von jeher der Hauptträger des künstlerischen Schmuckes gewesen und die Holzschnitzkunst stand, wie an den reich geschnitzten Totenschilden beobachtet werden konnte, während des 17. Jahrhunderts in herrlichster Blüte. Es haben sich aus dieser Zeit auch einige prächtig geschnitzte Türen erhalten, die mit großem künstlerischen Geschick in die gotischen Portalöffnungen hineingesetzt sind und in diesen stilistischen Gegensätzen überaus reizvoll wirken. Das schönste Exemplar dieser Türen befindet sich an dem Hause der Scheelschen Privatbank am alten Markt (Abb. 113).

Wie an den Revaler Haustüren hat die Renaissance des 17. Jahrhunderts auch an den Kirchtürmen der Stadt herummodelliert. Es scheint fast, als hätte auch Reval, wie einst das alte Augsburg, einen Elias Holl als Baumeister gehabt, der den Türmen ihre alten gotischen Spitzhelme abnahm und ihnen dafür luftige Säulenrotunden und welsche Hauben aufsetzte. Mit Ausnahme des Turmes der Olaikirche haben sämtliche Türme der Revaler Kirchen und auch der des Rathauses schwungvolle Re-

naiſſancehelme erhalten. Der Frömmigkeitsſinn jener Zeit fand auch trotz der ſchwierigen Finanzlage noch die Mittel zu ſolchen Unternehmungen.

Auch das 18. Jahrhundert hat das Ausſehen der Stadt nicht verändert. Erſt im 19. Jahrhundert beginnt mit dem erwachenden Klaſſizismus die Epoche des Einreißens und Beſeitigens. Es iſt die Zeit, wo die Gotik hier die unangenehme Nebenbedeutung von garſtig, altväteriſch gewinnt. Teile der alten Stadtbefeſtigung fallen, die Tore werden abgeriſſen, ſoweit es nicht mit allzu großen Koſten verknüpft war, die maleriſche Süſternpforte wird auf Abbruch verkauft, hier und da fallen alte gotiſche Giebel und werden durch ein zur Straße abfallendes Dach erſetzt, es fallen ganze Häuſer und Häuſerreihen, und in die Lücken ſchieben ſich mit wenigen Ausnahmen flache kaſernenartige Neubauten. Auf dem Dom entſtanden um dieſe Zeit einige durch eine vornehme Würde ſich auszeichnende Privatbauten, die durch ihre maleriſche Lage am Rande des Felſens beſonders in die Augen fallen.



Abb. 117. Die Mauerſtraße mit dem „Kampferbeckturm“ im Hintergrunde. (Nach Aufnahme von van der Ley.)

Und mit dem Aufleben der Romantik zieht dann wieder eine Gotik ein, die an verſchiedenen Stellen der Stadt und mehrfach auch in den Kirchen die abſonderlichſten Blüten getrieben hat.

Trotz alledem iſt von dem Alten noch ein gut Teil übrig geblieben. Das reiche Mittelalter der Stadt hatte ein Erbe hinterlaſſen, das nicht ſo leicht zu verſchleudern war und dank dieſem Umſtande hat Reval auch heute noch ſeinen alten kerndeutſchen Charakter bewahrt. Es gibt keine Stadt in den Oſtſeeprovinzen



Abb. 118. Ansicht aus der Mauerstraße nahe der ehem. Lehmpforte um 1840.

und nur wenige in Deutschland, die in ihren malerisch sich windenden, bald sich verengenden, bald sich erweiternden Straßen, die hier den Blick auf eine alte gotische Häusergruppe, dort auf die trutzigen grauen Türme der Stadtbefestigung und die ragenden Kirchentürme gestatten, so viele köstliche Straßenbilder böten (Abb. 114, 115, 116, 117, 118, 119).

Durch die Kapitulation Revals sah Kaiser Peter von Rußland sich im Besitz der viel umstrittenen Provinzen Liv- und Estland. Er war dem Lande wohlgesinnt und weilte gern hier. Besonders in Reval hat er sich gern und oft aufgehalten. Er war auch gern in Riga und erbaute sich dort ein Palais mit der Aussicht auf den herrlichen Dünastrom, legte auch einen schönen Park in der Nähe der Düna außerhalb der Stadt an, den „Kaiserlichen Garten", doch erlahmte sein Interesse an diesen Schöpfungen mit der Zeit. Dagegen fesselte ihn Reval. Er liebte das Meer und hier war er ihm nahe. Hier errichtete er sich am Meeresstrande ein einfaches Holzhaus, von wo aus sein Blick frei über die glitzernde Fläche schweifen konnte. Elfmal hat Peter Reval besucht. Am 13. Dezember 1711 hielt er unter Kanonendonner und Glockengeläut seinen feierlichen Einzug. In der Nähe des „Peterhäuschens" ließ er im Jahre 1718 durch seinen Architekten Michetti ein Schlößchen für seine Gemahlin Katharina erbauen und einen prächtigen Garten anlegen, der reich mit Figuren, Springbrunnen und Wasserkünsten ausgestattet wurde. Der Kaiserin zu Ehren nannte er die Anlage



Abb. 119. Der „Kiek in de Kök“ aus der Ritterſtraße geſehen. (Nach Aufnahme von van der Ley.)

„Katharinental“. Das Schlößchen iſt ein zierlicher zweiſtöckiger Bau, der ſo in die Bodenerhebung eingeſchnitten iſt, daß die Anfahrſeite dreiſtöckig gebildet werden konnte. Den Mittelbau nimmt ein durch zwei Geſchoſſe reichender Saal ein, deſſen reich ſkulptierter Plafond mit einem großen Mittelbilde, Diana und Aktäon, und vier kleinen ſymboliſchen Gemälden geſchmückt iſt. Sehr hübſch ſind auch die beiden Kamine des Saales. Die Kaiſerin hat das Schlößchen nie bewohnt und ihre Nachfolgerin auf dem Kaiſerthron, Anna Iwanovna, ließ die Waſſerkünſte abbrechen, um ſie in Peterhof zu verwerten. Heute dient das kleine Schlößchen dem örtlichen Gouverneur gewöhnlich als Sommerreſidenz.

Es hat lange gedauert bis die Erſchöpfung der Stadt und des Landes nach dem nordiſchen Kriege verwunden war. Erſt am Ausgang des 18. Jahrhunderts beginnen die ins Schwanken geratenen Lebensverhältniſſe wieder in feſtere Bahnen einzulenken, die große Epoche des deutſchen literariſchen Aufſchwunges trifft mit ihren leuchtenden Strahlen auch die baltiſchen Lande wärmend und befruchtend. Groß iſt der Einfluß, den Auguſt v. Kotzebue als Schriftſteller und Dichter hier ausübt. Er gründet in Reval das Theater und ruft die erſten darſtellenden Künſtler ins Land. Auch der Kunſt der Malerei bricht er eine Gaſſe. Ihm danken die erſten beiden bedeutenderen Maler aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, Otto Ignatius und Guſtav Adolf Hippius, ihre erſte Förderung. Sein jüngſter Sohn Alexander, von dem auf Seite 5 ein Bild reproduziert iſt, entwickelte ſich zu einem bedeutenden Schlachtenmaler. Doch daß das Land, das ſie gebar, ſie auch genährt hätte,



Abb. 120. Das Kaiserliche Lustschloß in Katharinental um 1830. (Nach Lithographie.)

dazu fehlten auf lange hinaus noch die Vorbedingungen. In der Heimat festen Fuß zu fassen nach Vollendung ihrer Studien, gelang keinem von ihnen; sie mußten sie mit der nordischen Hauptstadt vertauschen. Aber auch anderen, die nach ihnen kamen, ist es nicht besser ergangen. Auch ein Gebhardt, ein Dücker, ein Bochmann, Salemann, Wenig und manche andere, sie konnten nur in der Fremde den Flug zu den Höhen der Kunst nehmen. Erst in jüngster Zeit regt sich unter dem allmählichen wirtschaftlichen Erstarken, das während der letzten verlebten Jahre der politischen Umwälzungen wohl empfindlich unterbrochen, aber nicht gehemmt werden konnte, auch ein neuer frischer Zug zur Kunst. Ob er stark genug sein wird, um eine ähnliche glänzende Epoche der Kultur zu zeitigen, wie sie Reval sah als deutsche Hansestadt?

REGISTER.

Die Sternchen deuten auf eine Abbildung hin.

Riga.

Reval.

LITERATURVERZEICHNIS.

Amelung, F., Revaler Altertümer. Reval 1884.

Arbusow, L., Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. 3. Aufl. Riga 1908.

Buchholtz, A., Goldschmiedearbeiten in Liv-, Est- und Kurland. Lübeck 1892.

Hansen, G. v., Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals. 3. Aufl. Reval 1885.

Löwis of Menar, K. v., Die städtische Profanarchitektur der Gotik, der Renaissance und des Baroko in Riga, Reval und Narva. Lübeck 1892.

Neumann, W., Das mittelalterliche Riga. Berlin 1892.

Neumann, W., Werke mittelalterlicher Holzplastik und Malerei in Liv- und Estland. Lübeck 1892.

v. Nottbeck und Neumann, Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval. Reval 1904.

Nottbeck, E. v., Der alte Immobilienbesitz Revals. Revals 1884.



Berühmte Kunſtſtätten. Format 17×24 cm. Nr. 1—38.

1. **Vom alten Rom.** Von E. Peterſen. 3. Auflage. 185 S. mit 150 Abbildungen. M. 3.—
2. **Venedig.** Von G. Pauli. 3. Auflage. 164 S. mit 137 Abbildungen. M. 3.—
3. **Rom in der Renaiſſance.** Von Nikolaus V. bis auf Leo X. Von E. Steinmann. 3. Auflage. 220 S. mit 165 Abbildungen. M. 4.—
4. **Pompeji.** Von R. Engelmann. 2. Auflage. 105 S. mit 144 Abbildungen. M. 3.—
5. **Nürnberg.** Von P. J. Rée. 3 Auflage. 260 S. mit 181 Abbildungen. M. 4.—
6. **Paris.** Von G. Riat. 204 S. mit 177 Abbildungen. M. 4.—
7. **Brügge und Ypern.** Von H. Hymans. 116 S. mit 114 Abbildungen. M. 3.—
8. **Prag.** Von J. Neuwirth. 141 S. mit 119 Abbildungen. M. 4.—
9. **Siena.** Von L. M. Richter. 188 S. mit 152 Abbildungen. M. 4.—
10. **Ravenna.** Von W. Goetz. 136 S. mit 139 Abbildungen. M. 3.—
11. **Konſtantinopel.** Von H. Barth. 201 S. mit 103 Abbildungen. M. 4.—
12. **Moskau.** Von E. Zabel. 123 S. mit 80 Abbildungen. M. 3.—
13. **Cordoba und Granada.** Von K. E. Schmidt. 131 S. mit 97 Abbildungen. M. 3.—
14. **Gent und Tournai.** Von H. Hymans. 140 S. mit 120 Abbildungen. M. 4.—
15. **Sevilla.** Von K. E. Schmidt. 141 S. mit 111 Abbildungen. M. 3.—
16. **Piſa.** Von P. Schubring. 182 S. mit 140 Abbildungen. M. 4.—
17. **Bologna.** Von L. Weber. 156 S. mit 120 Abbildungen. M. 3.—
18. **Straßburg.** Von F. F. Leitſchuh. 176 S. mit 139 Abbildungen. M. 4.—
19. **Danzig.** Von A. Lindner. 112 S. mit 101 Abbildung. M. 3.—
20. **Florenz.** Von A. Philippi. 2. Auflage. 260 S. mit 222 Abbildungen. M. 4.—
21. **Kairo.** Von Franz Paſcha. 160 S. mit 139 Abbildungen. M. 4.—

Berühmte Kunſtſtätten:

22. **Augsburg.** Von B. Riehl. 148 S. mit 103 Abbildungen. M. 3.—
23. **Verona.** Von G. Biermann. 190 S. mit 125 Abbildungen. M. 3.—
24. **Sizilien I.** Von M. G. Zimmermann. Die Griechenſtädte und die Städte der Elymer. 126 S. mit 103 Abbildungen. M. 3.—
25. **Sizilien II.** Von M. G. Zimmermann. Palermo. 164 S. mit 117 Abbildungen. M. 3.—
26. **Padua.** Von L. Volkmann. 138 S. mit 100 Abbildungen. M. 3.—
27. **Mailand.** Von A. Goſche. 222 S. mit 148 Abbildungen. M. 4.—
28. **Hildesheim und Goslar.** Von O. Gerland. 124 S. mit 80 Abbildungen. M. 3.—
29. **Neapel I.** Von W. Rolfs. Die alte Kunſt. 177 S. mit 140 Abbildungen. M. 3.—
30. **Neapel II.** Von W. Rolfs. Baukunſt und Bildnerei im Mittelalter und in der Neuzeit. 227 S. mit 145 Abbildungen. M. 4.—
31. **Braunſchweig.** Von O. Doering. 136 S. mit 118 Abbildungen. M. 3.—
32. **St. Petersburg.** Von E. Zabel. 126 S. mit 105 Abbildungen. M. 3.—
33. **Genua.** Von W. Suida. 205 S. mit 143 Abbildungen. M. 4.—
34. **Verſailles.** Von A. Pératé. 152 S. mit 126 Abbildungen. M. 3.—
35. **München.** Von A. Weeſe. Eine Anregung zum Sehen. 248 S. mit 160 Abbildungen. M. 4.—
36. **Krakau.** Von L. Lepszy. 142 S. mit 120 Abbildungen. M. 3.—
37. **Mantua.** Von S. Brinton. 184 S. mit 85 Abbildungen. M. 4.—
38. **Köln.** Von E. Renard. 216 S. mit 188 Abbildungen. M. 4.—

Neue Serie im Taſchenformat 12×18 cm.

1. **Athen.** Von E. Peterſen. 256 S. m. 122 Abb. M. 4.—
2. **Riga und Reval.** Von W. Neumann. M. 120 Abb. M. 3.—
3. **Berlin.** Von M. Osborn. Mit 179 Abbildungen. M. 4.—
4. **Aſſiſi.** Von W. Goetz. 162 S. mit 118 Abbildungen. M. 3.—
5. **Soeſt.** Von H. Schmitz. 143 S. mit 114 Abbildungen. M. 3.—

Album des Amſterdamer Rijksmuſeums. 42 Farbendrucke. Mit hiſtoriſcher Einleitung und begleitenden Texten von W. Steenhoff. 4°. Geb. M. 20.—

Album der Caſſeler Galerie. 40 Farbendrucke. Mit hiſtoriſcher Einleitung und begleitenden Texten von O. Eiſenmann und A. Philippi. 4°. Geb. M. 20.—

Album der Dresdner Galerie. 50 Farbendrucke nach den Originalen mit begleitenden Texten und einer Einleitung von A. Philippi. 4°. Geb. M. 20.—

Album der Münchner (Alten) Pinakothek. 33 Farbendrucke. Mit hiſtoriſcher Einleitung und begleitenden Texten von F. v. Reber. 4°. Geb. M. 15.—

Bode, W., Rembrandt und ſeine Zeitgenoſſen. Charakterbilder der großen Meiſter der holländiſchen und vlämiſchen Malerſchule im 17. Jahrhundert. 2. Auflage. 8°. 294 S. Mit 1 Titelbild. Geh. M. 6.—, geb. in Leinen M. 7.50, in Halbfranz M. 9.—

Deutſche Malerei des 19. Jahrhunderts. Einhundert Gemälde deutſcher Künſtler in farbiger Wiedergabe aus der Kgl. Nationalgalerie in Berlin, der Hamburger Kunſthalle, dem Städtiſchen Muſeum zu Leipzig, der Kgl. Gemäldegalerie in Dresden, dem Städelſchen Kunſtinſtitut in Frankfurt, der Bremer Kunſthalle, der Karlsruher Kunſthalle, der Kaiſerlichen Akademie der Künſte in St. Petersburg, ſowie aus dem Privatbeſitʒ bedeutender Sammler. Bildformat ca. 18×24 cm. Vollſtändig in 20 Lieferungen mit je 5 Blatt auf Karton. Abonnementspreis jeder Lieferung M. 2.—

Galerien Europas, Die, 200 farbige Nachbildungen nach den Werken alter Meiſter. Bildgröße etwa 18×24 cm. 25 Lieferungen mit je 8 farbigen Reproduktionen auf dunkelgrauen Karton aufgezogen, jedes Bild von erläuterndem Text begleitet, jedes Heft mit einer meiſt 8ſeitigen literariſchen und illuſtrierten Beilage. 4°. 1905—1907. Subſkriptionspreis bei Entnahme aller 25 Lieferungen je M. 3.— Einzelne Lieferungen M. 4.—, einzelne Blätter M. 1.—, in Paſſepartout M. 1.50. Lieferung in Paſſepartouts M. 5.— (Subſkriptionspreis), M. 6.— einzeln; Sammelmappe I (Lfg. 1—12) M. 4.—, Sammelmappe II (Lfg. 13—25) M. 4.—, Wechſelrahmen M. 4.—. Das vollſtändige Werk in 2 Segelleinenbände geb. M. 90.—; Paſſepartoutausgabe: 200 Paſſepartouts in Truhe mit Wechſelrahmen M. 125.—

Galerien Europas, Die. Neue Folge. (Bd. III des Gesamtwerkes.) 20 Lieferungen mit je 5 originaltreu farbig reproduzierten Bildern aus den Galerien zu St. Petersburg, München und Mailand. Jedes Blatt ca. 18×24 cm Bildgröße, auf braunmelierten Karton aufgeklebt. 4°. 1908. Abonnementspreis der Lieferung M. 2.—; einzelne Hefte M. 3.—; einzelne Tafeln M. 1.—; Sammelmappen für das ganze Werk M. 4.—

Geschichte der modernen Kunst.

I. Schmidt, K. E., Französische Malerei des 19. Jahrhunderts. 163 S. mit 138 Abbildungen. Kart. M. 3.—

II/III. Hevesi, L., Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. 2 Bde. 334 S. mit 253 Abbildungen. Kart. M. 7.—, in 1 Bd. geb. M. 7.50

IV. Schmidt, K. E., Französische Skulptur und Architektur des 19. Jahrhunderts. 108 S. mit 100 Abbildungen. Kart. M. 3.—

V. Nordensvan, G., Schwedische Kunst des 19. Jahrhunderts. 140 S. mit 102 Abbildungen. Kart. M. 4.—

VI. Hymans, H., Belgische Kunst des 19. Jahrhunderts. 253 S. mit 200 Abbildungen. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

VII. Hannover, E., Dänische Kunst des 19. Jahrhunderts. 168 S. mit 120 Abbildungen. Geh. M. 4.—, kart. M. 4.50

Hundert Meister der Gegenwart. Proben zeitgenössischer deutscher Malerei in farbiger Wiedergabe. Mit erläuternden Texten. 20 Lieferungen mit je 5 Bildern. Bildgröße etwa 18×24 cm, auf grauen Karton (27×37 cm) aufgeklebt. 4°. 1902—1904. Subskriptionspreis der Lieferungen M. 2.—, einzeln M. 3.—, einzelne Tafeln M. 1.— (mit Ausnahme von Nr. 100); Lieferung 20 ist nicht einzeln käuflich. Preis des ganzen Werkes M. 40.—, in Seide gebunden M. 45.—

Meister der Farbe. Europäische Malerei der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. Erscheint jährlich in 12 Monatsheften mit je 6 farbigen Reproduktionen und je 1 Textblatt, nebst einer (meist 12 seitigen) literarischen Beilage. I.—V. Jahrgang. 4°. Preis der Lieferung im Abonnement auf 12 Jahreshefte M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—. Jeder Jahrgang kpl. geb. M. 30.—. Einzelne Tafeln M. 1.—; Wechselrahmen M. 4.—; Sammelmappen (für 12 Hefte) M. 4.—

amt-
rbi;
urg
Bild-
1908
Hefte
das

ahr-
3.–
lert.
7.–.

stur
gen.

hr-
art.

rts.
eb.

ts.
rt.

ter
n-
ße
ot.
–,
ne
is
–

n
–
–
:.
t
r
;

